Nachklänge germanischen glaubens und brauchs in Amerika

Karl Knortz

Nachklänge

germanischen Glaubens und Brauchs in Amerika.

Ein Beitrag zur Volkskunde

von

Karl Knortz,
Mitglied der amerikanischen Folklore-Gesellschaft.

Halle a. S.
Verlag von Hugo Peter.
1903.

HARVARD COLLEGE
FEB 17 190

Der ehrliche, kerndeutsche Revoluzzer Friedrich Hecker, der, trotzdem er sein Leben auf einer einsamen Farm zu Illinois zubringen mußte, doch niemals seinen alten Idealismus verlor, lebte der festesten Überzeugung, daß in absehbarer Zeit die ganze Welt „germanisch vermittelt" sein würde. Damit meinte er nämlich, daß deutsche Ideen und Ideale, deutsche Künste und Wissenschaft dazu bestimmt seien, die Kultur der gesamten Menschheit zu veredeln und daß sich keine Nation dem Einfluß derselben auf die Dauer entziehen könne. Heckers Dichten und Trachten war selbst unter den ungünstigsten Aussichten stets auf die Verwirklichung dieses Glaubens gerichtet und er setzte eine solche Gesinnung auch bei jedem seiner Landsleute in Amerika voraus, um jedoch, da es ihm an sicherer Menschenkenntnis gebrach, immer wieder neue, bittere Enttäuschungen zu erleben; denn diejenigen Deutschamerikaner, die da ernstlich von der Idee beseelt sind, dahier eine Kulturmission zu erfüllen und die auch den Willen haben, dafür Opfer an Geld und Zeit zu bringen, sind zum Verzweifeln dünn gesät und ihre Zahl scheint nach meiner Be-

obachtung täglich kleiner zu werden, so daß sich bereits viele mit dem Gedanken vertraut gemacht haben, durch die Pflege und Verbreitung deutscher Sprache und Literatur nur dem herrschenden Zeitgeiste aussichtslos entgegen zu arbeiten und sich dadurch selber im Wege zu stehen.

Trotz alledem aber ist Amerika bereits mehr „germanisch vermittelt“ als viele zu glauben geneigt sind. Unser gesamtes öffentliches Schulwesen ist vom Geiste der wissenschaftlichen Pädagogik Deutschlands durchdrungen; die Einführung der Kindergärten, der Gymnastik, des Zeichnens, des Lautierens im Leseunterricht sowie des Gesanges ist ausschließlich auf deutschen Einfluß zurückzuführen. Man geht heutigentags selten an einer amerikanischen Volksschule vorbei, ohne daß einem aus derselben die anheimelnden Töne deutscher Melodien entgegenschallen. Und die Kinder singen dieselben mit offenbarer Vorliebe; man soll nur hören, mit welchem Feuer und welcher Lust sie das Lied vom niedlichen Mädchen und jungen Blut, das sich ein Landmann zur Frau erkor, oder vom Jäger aus Kurpfalz, der durch den grünen Wald reitet, ertönen lassen — natürlich mit harmlosem, englischem Texte.

Es wird vielfach darüber geklagt, daß die Pflege des deutschen Volksliedes dahier so schmählich vernachlässigt werde. Dann und wann bringt allerdings einmal ein Gesangverein ein solches zu Gehör, allein es macht im Konzertsaale doch einen

zu fremden Eindruck, der auch noch durch einen meist erkünstelten Vortrag erhöht wird. Wenn nun einige biedere deutsche Knasterbärte gemütlich in einer Wirtsstube beisammen sitzen und, nachdem sie bei Paragraph elf angelangt sind und die soziale Frage gelöst haben, sich der fröhlichen Jugend erinnern und ein Liedchen aus uralten Zeiten anstimmen, dann stellt es sich gar bald heraus, daß selten einer noch mehr als den ersten Vers weiß und daß sie also, wenn sie nicht plötzlich verstummen wollen, ein neues anfangen müssen; natürlich mit demselben Erfolge. Da geht es ihnen dann wie dem englischen Fiedler Joe Jenkins:

„He began twenty tunes,
But left off in the middle.“

Der Hauptgrund, weshalb das Volkslied dahier vernachlässigt wird, dürfte wohl der sein, daß sein Inhalt nicht in die hiesigen Verhältnisse paßt. Die Lieder der Handwerksburschen, in denen über die armseligen Mahlzeiten der Frau Meisterin und über die Wachsamkeit der Bettelvögte geklagt wird; die Lieder von den galanten Abenteuern der Fuhrleute in Dorfwirtshäusern sowie die politischen Lieder vom Prinzen Eugenius, dem edlen Ritter, und Napoleon, dem Schustergesellen, behandeln Gebräuche und Begebenheiten, für die der heutigen Generation das historische Verständnis abgeht, besonders aber dem Nachwuchse der Deutschamerikaner.

Eine Werkstätte, in der zum Rhythmus bekannter Lieder frisch drauf los gearbeitet wird, habe ich in Amerika noch nicht entdeckt; jedenfalls gehört eine solche zu den seltenen Ausnahmen, denn hier ist der Sinn des Arbeiters nur darauf gerichtet, soviel wie möglich aus seiner Tätigkeit herauszuschlagen. Woher soll da die frohe Laune zum Singen kommen?

Auch mit der vielgerühmten deutschen Gemütlichkeit, wie sie hauptsächlich im geselligen Verkehr zum Ausdruck kommt oder vielmehr kommen sollte, ist es dahier schlecht bestellt, was hauptsächlich dem Umstande zuzuschreiben ist, daß in Amerika zu viele Vertreter der verschiedensten deutschen Vaterländchen, deren Traditionen und Gebräuche nichts miteinander gemein haben und die außerdem auch noch an einem kleinlichen, schwer ausrottbaren Geiste der Sonderbündlerei leiden, zu bunt zusammengewürfelt sind. Mischt sich ein Badenser unter Hessen, so muß er, besonders wenn sich diese in der Mehrheit befinden, jeden Augenblick das Wort „Kühhorn“ hören; macht er nun darauf einige Bemerkungen über „große Schüsseln und wenig zu essen“, so setzt er sich der Gefahr aus, zum Tempel hinausgeworfen zu werden. Wagt sich ein Berliner in die Gesellschaft der Süddeutschen und läßt er, wie gewöhnlich, seiner Zunge freien Lauf, so werden bald Bemerkungen über Windbeutel fallen; Sachsen müssen sich an den unschuldigen Blüm-

chenkaffee und Württemberger an die Fahrten der berühmten sieben Schwaben erinnern lassen — woher soll nun da die so viel gepriesene und so warm empfohlene Gemütlichkeit kommen? Da gehen denn dahier die Vertreter der einzelnen deutschen Volksstämme zusammen und gründen zur Pflege ihrer speziellen Gebräuche, Sitten und Volksspiele plattdeutsche, bayrische, hessische, sächsische und badische Vereine, in denen sie ungestört unter sich sind und auch mehr zur Erhaltung des deutschen Wesens in Amerika leisten als man gewöhnlich annimmt. Alle deutschen Stämme in Amerika haben aber trotz ihrer Verschiedenheit doch etwas gemein, nämlich ihre Vorliebe für Bier, Musik, Sauerkraut, Limburger Käse und Brezeln und lassen sich auch trotz aller Spötteleien der Yankees nicht davon abbringen. Daß die Kreisform der Brezel ursprünglich das Sonnenjahr repräsentierte und daß sich die drei leicht verschlungenen Speichen dieses Sonnenrades, manchmal auch Ringelbrot genannt, auf die drei altdeutschen Jahreszeiten bezogen, wissen die gewöhnlichen Germanen diesseits und jenseits des Atlantischen Ozeans allerdings nicht mehr, allein dies ist im Grunde genommen auch nicht absolut nötig, denn eine hart gebackene und reichlich gesalzene Brezel schmeckt auch ohne vorherige mythologische Studien gut, besonders wenn man jeden Bissen mit einem Trunk frischen Bieres anfeuchten kann.

Und was den hauptsächlich von den zarten, zimperlichen Amerikanerinnen in die Acht erklärten Limburger anbelangt, so übt er seine alte Zauberkraft immer noch auf den echten Deutschen aus und ist gewissermaßen zum Sinnbild der Treue und Zuverlässigkeit geworden. Als der von dem verdienstvollen Folkloristen und Heine-Übersetzer Charles Leland entdeckte Deutschpennsylvanier Hans Breitmann sich einst als Mitglied einer deutschen Turngemeinde aufnehmen lassen wollte und sich dem Verein vorstellte, wurden bei der Abstimmung lauter schwarze Kugeln geworfen, was ihn so sehr ärgerte, daß er sich später nochmals vorschlagen ließ, diesmal aber mit einem riesigen Limburger in der Rocktasche im Versammlungslokal erschien. Daß Hans Breitmann doch ein gesinnungstüchtiger Deutscher war, konnte nun jeder Turner riechen und so ward er denn einstimmig als Mitglied aufgenommen.

Bekannter noch als die deutschen Volksmelodien sind in Amerika die deutschen Märchen. Grimms weit verbreitetes, fast in jedem Kramladen zum Verkaufe ausliegendes Märchenbuch bildet, natürlich in englischer Übersetzung, die bevorzugte Lektüre der amerikanischen Kinder und sie sind mit der Geschichte und dem Charakter des Rotkäppchens, Aschenbrödels, Schneewittchens und Däumerlings so genau vertraut, als wären sie mit ihnen aufgewachsen.

Für die Bekanntmachung der deutschen Sagenwelt in Amerika hat wohl niemand mit mehr

Erfolg gewirkt als Richard Wagner, dessen Musikdramen „Lohengrin“, „Tannhäuser“, „Fliegender Holländer“ und „Der Nibelungenring“ dahier auf den größeren Bühnen zahlreiche Aufführungen erlebten, die stets außerordentlich gut besucht waren. Ja, Amerika hat bereits eine kleine Wagner-Literatur aufzuweisen, bestehend aus Werken, die sich teils mit der musikalischen Analyse, teils mit der sachlichen Erklärung des Textes befassen. Die deutsche Nibelungensage ist durch das in den Oberklassen zahlreicher Volksschulen gebrauchte Büchlein „The German Iliad“ von Mary E. Burt, welches eine Ergänzung zu den gewöhnlichen Lesebüchern bildet, der amerikanischen Jugend zur Kenntnis gebracht worden.*)

---

*) In der Neuzeit versuchte R. v. Minckwitz in New York auch den deutsch lernenden Amerikanern den Text des Wagnerschen Nibelungenwerkes durch eine mit erklärenden Anmerkungen versehene Ausgabe desselben näher zu bringen; allein ich glaube nicht, daß es ihm gelingen wird, ihnen dadurch eine hohe Meinung von der poetischen Begabung des deutschen Meisters einzuflößen. Die holprige, an veralteten Wörtern reiche Sprache, sowie die oft an den Haaren herbeigezogenen Alliterationen berechtigen nicht zu der Ansicht, Wagner ebenso hoch als Wort- wie als Tondichter zu stellen. Bis jetzt hat v. Minckwitz übrigens nur die Ausgabe des „Rheingold“ erscheinen lassen. — Eine poetische Übersetzung des Nibelungenliedes hat Amerika bis jetzt nicht aufzuweisen, doch lieferte A. Forrestier einen prosaischen Auszug aus demselben unter dem Titel „Echoes from Mistland“ (Chicago 1877).

Mit der Faustsage ist das amerikanische Publikum durch die Goethesche Tragödie, die häufig von namhaften Künstlern in freier eng-

— Eine gute Übersetzung des Gudrunliedes dichtete Frl. M. P. Nichols in Boston (1889).

Mit dem Leben in Walhall machte Frl. J. C. Jones die amerikanische Lesewelt bekannt („Valhalla, the myths of Norseland", New York 1880), und der verstorbene, der Campbellitensekte angehörende Geistliche James Challen führte sie in seinem didaktischen Gedichte „Ygdrasil, or, the Tree of Existence" an den Urquell der germanischen Religion. — Der talentvolle Dichter R. E. Day stellte seinen Landsleuten den deutschen Donnergott in einem Drama („Thor: a Drama, representative of Human History", Syracuse 1880) würdig vor und W. V. Byars zu St. Louis gewährte ihnen durch sein Mysterium „Tannhäuser" einen Einblick in das Leben im Venusberge. — Das deutsche Märchen vom Aschenbrödel wurde von C. W. Hubner („Cinderella, or, the Silver Slipper", Atlanta 1879) und das vom Schneewittchen („Little Snow-white and the Dwarfs", Cincinnati 1873) von K. Knortz dramatisiert.

Die Einwirkungen asiatischer und europäischer Märchen, Sagen und Rätsel auf die Erzählungen der amerikanischen Neger und Indianer ausführlich zu behandeln, behalte ich mir für ein späteres Werk vor.

Beispielshalber sei hier nur darauf hingewiesen, daß sich das bekannte deutsche Volksrätsel „Kommen sie, so kommen sie nicht" usw. in folgender Fassung bei den Negern von Südkarolina findet: „If he come, he no come; but if he no come, he come" und daß ihre Auflösung „Wenn die Krähen kommen, kommt das Korn nicht; kommen sie nicht, so wächst das Korn" lautet.

Das bekannte Tiermärchen vom Wettlauf zwischen dem Hasen und dem Igel hat eine internationale Verbreitung.

lischer Übersetzung aufgeführt wird, genau vertraut; außerdem ist Goethes Faust auch bereits von drei Amerikanern (Brooks, Bayard Taylor und Claudy) ins Englische übertragen worden.

So hat Premierleutnant Quedenfeldt jenes Märchen in Marokko gefunden, wo der Wettlauf zwischen dem Igel und dem Schakal stattfindet. Daß dort der Schakal für den Hasen eintritt, hat nichts Auffallendes, da die Märchen beim Wandern stets Lokalfarbe annehmen. Bei den Hottentotten spielt, wie der deutsche Missionar G. Krönlein in Großnamaqualand schon vor mehr als 30 Jahren aufgezeichnet hat, die Geschichte zwischen der Schildkröte und dem Strauße. Bei den Bakwiri im Kamerungebirge behandelt nach dem Bericht von Bernhard Schwarz diese Tierfabel den Wettlauf zwischen Elefant und Schildkröte. In Brasilien treten als bezügliche Charaktertiere das Reh und die Schildkröte auf.

In der Fabelsammlung „Huy und Pfuy" läßt Abraham a Santa Clara den Löwen durch einen Esel, der sich heimlich mit einem Kameraden verbündet hatte, im Wettlauf besiegen.

Die Neger von Nordkarolina haben folgendes zu erzählen: „Das Reh und die Schildkröte hatten sich in die schöne Tochter eines alten Waschbären verliebt und da diese dem Reh, der Vater aber der Schildkröte den Vorzug gab, so wurde nach langem Hin- und Herraten beschlossen, diese Angelegenheit durch einen Wettlauf der beiden Nebenbuhler zum Austrag zu bringen. Da jedoch die Schildkröte schlecht zu Fuß war, so gab man ihr die Erlaubnis, den sieben Meilen langen Weg bis zum Ziele in einem Flusse zurückzulegen. Die Schildkröte besprach nun die Sache mit ihren sechs Brüdern und als der bestimmte Tag erschien, versteckte sie sich am Ziele und

I.

Von allen germanischen Göttern hat es wohl keiner in Amerika zu solcher Berühmtheit gebracht wie der Allvater Wodan, der Repräsentant des gesamten Natur- und Menschenlebens, dessen vielseitige Tätigkeit als Schlachtenlenker und Siegverleiher, als Urheber der Fruchtbarkeit des Feldes und Erfinder des Glücksspiels und der Zauberei mit der Zeit auf ihm untergeordnete Götter übertragen wurde und der besonders dadurch, daß er seinen Verehrern den Wunschsäckel, den Knüppel-aus-dem-Sack und das Tischlein-deck-dich zur Zeit der Not schenkte, sich zum Liebling des Volkes entwickelte.

Wodan meinte es stets gut mit seinen kriegslustigen Freunden. Waren dieselben im Kampfe gefallen, so ließ er sie durch schnelle Walküren in seine Götterburg bringen und sie, nachdem er sie zu neuem Leben erweckt, mit stärkendem Met, Bier und Eberfleisch bewirten, so daß sie bald wieder ihrer alten Beschäftigung, dem Raufen, Kriegen und Trinken nachgehen konnten, ohne dabei befürchten zu müssen, daß dieses gemütliche Leben jemals ein Ende nähme.

---

stellte ihre Brüder je eine Meile voneinander im Wasser auf, so daß sie jedesmal, wenn das Reh am Ufer eine Meile zurückgelegt hatte, den Kopf herausstreckten und „ich bin schon da!" rufen konnten. Auf diese Weise gewann die Schildkröte die Tochter des Waschbären." (Vol. XI, Journal of American Folk-lore.)

„Wir erheben“, sagt Haeckel in seinem Buche ‚Die Welträtsel‘, „Ansprüche auf Entschädigung für die zahllosen Mängel und traurigen Erfahrungen dieses irdischen Daseins, ohne irgend eine reale Aussicht oder Garantie dafür zu besitzen. Wir verlangen eine unbegrenzte Dauer eines ewigen Lebens, in welchem wir nur Lust und Freude, keine Unlust und keinen Schmerz erfahren wollen. Die Vorstellungen der meisten Menschen über dieses ‚selige Leben im Jenseits‘ sind höchst seltsam und um so sonderbarer, als darin die ‚immaterielle Seele‘ sich an höchst materiellen Genüssen erfreut. Die Phantasie jeder gläubigen Person gestaltet sich diese permanente Herrlichkeit entsprechend ihren persönlichen Wünschen. Der amerikanische Indianer hofft in seinem Paradiese die herrlichsten Jagdgründe zu finden, mit unermeßlich vielen Büffeln und Bären; der Eskimo erwartet dort sonnenbestrahlte Eisflächen mit einer unerschöpflichen Fülle von Eisbären, Robben und anderen Polartieren. Der sanfte Singhalese gestaltet sich sein jenseitiges Paradies entsprechend dem wunderbaren Inselparadiese Ceylon mit seinen herrlichen Gärten und Wäldern; nur setzt er voraus, daß jederzeit unbegrenzte Mengen von Reis und Curry, von Kokosnüssen und anderen Früchten bereitstehen; der muhamedanische Araber ist überzeugt, daß in seinem Paradiese blumenreiche, schattige Gärten sich ausdehnen, durchrauscht von kühlen

Quellen und bevölkert mit den schönsten Mädchen; der katholische Fischer in Sizilien erwartet dort täglich einen Überfluß der köstlichsten Fische und der feinsten Maccaroni und ewigen Ablaß für alle Sünden, die er auch noch im ewigen Leben täglich begehen kann; der evangelische Nordeuropäer hofft auf einen unermeßlichen gotischen Dom, in welchem ewige Lobgesänge auf den Herrn der Heerscharen ertönen. Kurz, jeder Gläubige erwartet von seinem ewigen Leben in Wahrheit eine direkte Fortsetzung seines individuellen Erdendaseins, nur in einer bedeutend vermehrten und verbesserten Auflage.“

Ein Paradies, wie es nun Wodan seinen getreuen Germanen in Aussicht stellte, war ganz nach dem Geschmack derselben und sie konnten daher, nachdem sie sich in die Fesseln des Christentums hatten schmieden lassen, von dem tröstenden Glauben, im Jenseits ein sorgenloses Schlaraffenleben zu führen, sich nur schwer trennen.

Nach einem von Mittler mitgeteilten Liede hoffen die gut katholisch erzogenen Bayern im Himmel zu tanzen, zu singen und alles zu essen und zu trinken, was das Herz begehrt. Dort schlachtet Sankt Lukas die Ochsen, Sankt Petrus fängt mit Netz und Köder Stockfische, Sardellen, Karpfen, Forellen und Hechte und die heilige Maria sorgt dafür, daß dieselben schmackhaft gekocht und gebraten werden. Rehböcke und Hasen laufen massenhaft zur Küche herein und der beste

Wein kostet keinen Heller. Die heilige Cäcilia musiziert und 11000 holde Jungfrauen sind jederzeit zum Tanze bereit.

Nach einem andern Liede der Mittlerschen Sammlung wird im Himmel auch dem Kegelspiel gehuldigt und ist Zachäus gern bereit, die Rolle des Kegeljungen zu übernehmen; auch hält Martin stets seinen Schimmel bereit, um die müden Spieler nach Hause zu fahren.

Die Deutschböhmen freuen sich in dem Glauben, daß sie dereinst im Himmel ihre Glieder schonen und ungestraft bis Mittag im Bett liegen können. Dort essen sie Sauerkraut mit Schweinebraten, Ziegenkäse, Honigschnitten und fettes Hammelfleisch; dort trinken sie Sachsenkümmel und Bier aus unzähligen Fässern. Wer sich bei dieser Arbeit zu sehr anstrengt, braucht sich bloß auf eine nahe Ofenbank niederzulassen, unter welcher der Vorsicht wegen ein stets gefüllter Bierkrug zu finden ist. Der Tabak, der dort aus schönen Pfeifen geraucht wird, braucht nicht erst eingeschmuggelt zu werden, denn Steuern gibt es dort ebensowenig wie Amtmänner, die beständig mit „Flegel“ oder „Lümmel“ um sich werfen.

Selbst in Amerika, dem Lande der Temperenz und der professionellen Scheinheiligkeit, gibt's Leute, die dem ewigen Leben, bestehend aus Singen, Beten und Lobpreisen Gottes, kaum rechten Geschmack abzugewinnen scheinen. Die Nachrichten vom amerikanischen Volksparadiese

sind allerdings äußerst spärlich, doch geht aus denselben zur Genüge hervor, daß es auch hier Leute gibt, die sich im Jenseits nur dann wohl zu fühlen glauben, wenn sie dort nach ihren individuellen Wünschen leben können. Die rauhen, von der Kultur noch unbeleckten Bewohner des Roan-Gebirges in Nordkarolina, die in Bibel und Katechismus gleich unbewandert sind, hoffen im Paradiese Brandy und Whisky zu trinken und ein Liebchen im Arme zu halten. Einige ihrer darauf bezüglichen, zu schnarrender Banjo-Begleitung *) vorgetragenen Schnaderhüpfel lauten:

„I wish I was in heaven,
Sittin' in the big arm-chere,
With one arm 'round a whisky barrel
And t'other 'round my dear."

„Coffee grows on the white oak tree,
The rivers run with brandy —
My little gal (girl) is a blue-eyed gal
As sweet as any candy."

Trotzdem nun der christliche Gott die Alleinherrschaft angetreten hat, so ist der gute, alte Wodan doch nicht ganz abgeschafft worden, sondern die dankbare Menschheit hat ihm nur eine Wohnung unter der Erde angewiesen, damit er dort ungestört bessere Zeiten erwarten kann. Ja, Washington Irving hat ihn sogar nach dem toleranten Amerika auswandern lassen und

*) Der Banjo ist ein Instrument, das man nur, wie die Neger von Baltimore sagen, vom Teufel zur Mitternacht auf einem Kreuzwege spielen lernen kann.

ihn in einer Felsenhöhle der romantischen Catskillberge einquartiert. Dort wurde er einst nach unserm Gewährsmann von Rip van Winkle, einem geplagten Ehemann, der sich gern im Freien herumtrieb und häufig ein Glas über den Durst trank, zufällig besucht und von dienstbaren, kegelnden Zwergen so reichlich mit Schnaps bewirtet, daß er zwanzig Jahre brauchte, um seinen Rausch auszuschlafen. Dieser lange Schlaf hatte eigentlich eine heilsame Strafe und Lehre für den pflichtvergessenen Holländer sein sollen; allein wir glauben, daß er, da er nach seinem Erwachen alles verändert, seinen treuen Hund tot und seine Flinte verrostet fand und er sich so steif wie ein Besenstiel vorkam, froh gewesen wäre, wenn ihn ein Zwerg abermals die Gelegenheit gegeben hätte, sich einen zweiten Dauerrausch anzutrinken.*)

*) Auch die Japaner haben einen Rip van Winkle. Derselbe hieß Luwen, war ein armer Holzhacker und wohnte mit seiner Frau am Fuße des Tendaiberges. Obgleich er glaubte, alle Wege der Umgegend genau zu kennen, so verirrte er sich doch eines Tages und geriet in eine ihm bisher unbekannte wunderschöne Landschaft, deren Anblick ihn so bezauberte, daß er eine Zeitlang alles um sich vergaß. Plötzlich sprang ein Fuchs vor ihm auf und flüchtete sich in das Dickicht. Luwen eilte ihm nach und sah sich plötzlich in einem engen Tälchen, in dem zwei reizende Mädchen saßen und sich die Zeit mit einem Damenbrettspiele vertrieben. Er blickte sie einige Minuten lang an und da sie sich nicht im mindesten um ihn bekümmerten, so trat er den Rückweg an. Nun bemerkte er, indem er zufällig in eine klare Quelle blickte, daß sein Gesicht, das er am

Daß Irving bei der Abfassung dieser Erzählung, die er angeblich den hinterlassenen Papieren des nur in seiner Phantasie existierenden David Knickerbocker entnommen, an Wodan, den mythischen Bewohner des Kyffhäuser gedacht hatte, zeigt erstens das derselben vorgesetzte, von dem jetzt fast vergessenen englischen Dichter und Metaphysiker William Cartwright (1611—1643) stammende Motto,*) und zweitens das beigegebene Nachwort, in welchem er der Barbarossa-Sage gedenkt und damit andeutet,

---

Morgen jenes Tages glatt rasiert hatte, mit einem struppigen Bart bedeckt und daß sein Kopfhaar schneeweiß geworden war. Der Stiel seiner Axt war verfault und seine Glieder waren so steif, daß er sich nur mit der größten Anstrengung bewegen konnte.

Luwen humpelte nun seinem Dorfe zu. In den Straßen desselben begegneten ihm überall fremde Gesichter und die Kinder lachten ihn seines sonderbaren Aussehens wegen weidlich aus. Als er dann nach seiner Frau und seinen Verwandten fragte und die Namen derselben nannte, hielt man ihn, da dieselben niemand bekannt waren, für einen Narren. Endlich kam eine steinalte Frau herbei und erklärte, daß sie von einem gewissen Luwen in der siebenten Generation abstamme. Da drehte sich der Alte seufzend um und eilte wieder in das Gebirge zurück. Darnach hat man nichts mehr von ihm gehört. (Griffis, The Mikados Empire. New York 1896.)

*) „By Woden, God of Saxons,
From whence comes Wensday, that is Wodansday,
Truth is a thing that ever I will keep
Unto thylke day in which I creep into
My sepulchre.“

daß sie ihm bei der Dichtung seines reizend erzählten, 1819 in der ersten Lieferung seines „Skizzenbuches“ veröffentlichten Märchens vorgeschwebt habe.

Auf welche Weise unser Dichter mit der Barbarossa-Sage bekannt wurde, dürfte schwerlich zu ermitteln sein, da er sich niemals ernstlich mit deutscher Sprache und Literatur beschäftigte. Aller Wahrscheinlichkeit nach hat ihn der mit den märchenhaften Überlieferungen verschiedener Nationen genau vertraute Walter Scott, den er im September 1817 besuchte und mit dem er die an Sagen reiche Umgegend von Abbotsford mehrmals durchstreifte, darauf aufmerksam gemacht.

Doch nicht bloß in Europa gibt es Volkshelden, die wie Artus, Merlin, Karl V., Karl der Große, Brian, der König Irlands usw. nicht gestorben sind, sondern sich in abgelegene, schwer zugängliche Berge zurückgezogen haben, um die geeignete Stunde für ihre Rückkehr abzuwarten, sondern auch Amerika kann mit derartigen Trägern der Volkshoffnung dienen. Da ist z. B. Sebastian I., der 1578 in einer Schlacht verwundet wurde und dann verschwand, um bei seiner späteren Wiederkunft Brasilien zum ersten Reiche der Welt zu machen; dann sind zu erwähnen Montezuma und Quetzacoatl der Azteken, Kukulkan der Mayas, Tupac Amaru der Peruaner und Glooscap, der Halbgott der Wabanakis, einer zur Familie der Algonkins gehörenden Völkerschaft.

Glooscap, dessen Name „Lügner“ bedeutet und dadurch erklärt wird, daß er das Versprechen, nach seinem Verschwinden später wieder zurückzukehren, nicht hielt, hat übrigens einige überraschende Ähnlichkeiten mit Wodan und den mit demselben verknüpften Mythen, so daß Charles Leland*) die Behauptung aufstellt und durch Beweise zu erhärten sucht, die genannten Indianer seien durch die Nordgermanen, welche 500 Jahre vor Columbus in Nordamerika ansässig waren, mit dem Inhalte der Edda bekannt gemacht worden.

In Irvings „Skizzenbuch“ finden wir übrigens noch eine andere, dem Autor sicherlich unbewußte Anspielung auf Wodan, nämlich in der „Sleepy Hollow“ betitelten Erzählung, in welcher der deutsche Allvater als kopfloser Todesgott erscheint.

Sleepy Hollow, das enge, düstere, von mächtigen Trauerweiden und anderen uralten Bäumen eingefaßte Schlummertal, das sich von Tarrytown bis nach Sunny Side erstreckt, verleitet durch den unheimlichen Eindruck, den es auf jeden Passanten macht, leicht zur Erfindung von Geister- und Gespenstergeschichten. Auch soll der Sage nach dieses Tal einst von einem deutschen Arzte behext

*) Algonquin Legends of New England. Boston 1884. — Auch der verstorbene Geistliche S. T. Rand teilt in seinem Werke „Legends of the Micmacs“ (New York 1894) mehrere Märchen mit, die sich auf Glooscap beziehen.

worden sein, und ein namhafter indianischer Medizinmann dort seinen Hokuspokus getrieben haben. Außerdem ist es reich an historischen, meist aus der Revolutionsperiode stammenden Erinnerungen. So wurde dort z. B. der englische Spion André, welcher in dem Versuche Arnolds, die Amerikaner an die Engländer zu verraten, als Zwischenträger diente, gefangen und aufgehängt.*)

Das Hauptgespenst des Schlummertales, das jeder dortige Pionier mit eigenen Augen gesehen hatte und dies beschwören konnte, war ein kopfloser, hessischer Kavallerist, der nachts wie auf Flügeln des Windes durch die Luft galoppierte und sich besonders in der Nähe der alten Steinkirche bei Tarrytown , in deren Holzwerk noch viele aus dem Revolutionskriege stammenden Kugeln stecken, zu zeigen pflegte. Jeden Abend kehrte er dahin von seinem Ausfluge vor der Mitternachtsstunde zurück, damit er sein Grab, das sich auf dem Kirchhofe neben dem erwähnten Gotteshäuschen befand, rechtzeitig beziehen

*) Major André schien von dem ihm bevorstehenden Schicksal eine Ahnung gehabt zu haben, wie der letzte Vers seines knittelpoetischen Ergusses „The Cow Chase" andeutet. Derselbe, der an dem Tage der Gefangennahme des Dichters gedruckt wurde, lautet:

„And now I've closed my epic strain,
I tremble as I show it,
Lest this same warrio - drover, Wayne,
Should ever catch the poet."

konnte. Im Schlummertale war er einst auch dem durch Irving berühmt gewordenen Schulmeister Ichabod Crane begegnet und hatte ihn spurlos vertrieben. Dieser spitznäsige, langarmige, spindeldürre, abergläubische, fromme, spekulative, mit einem ausgezeichneten Appetit gesegnete Yankee-Pädagoge und verschmitzte Streber, der in genannter Gegend die Kinder der holländischen Ansiedler in die Geheimnisse des Lesens, Schreibens, Rechnens und Singens einweihte, war von seiner kulturhistorischen Bedeutung so sehr eingenommen, daß er sich vermaß, der reichen und koketten Farmerstochter Katrina van Tassels ernstlich den Hof zu machen und sie, um aller Sorgen für die Zukunft enthoben zu sein, zur Frau zu begehren. *) Eines Tages jedoch ver-

*) Während der Kolonialzeit scheint es in Amerika allgemeiner Gebrauch gewesen zu sein, sich durch eine reiche Heirat gegen alle Sorge zu feien. Geradezu köstlich in unfreiwilligem Humor ist eine von Gouverneur Winthrop im Jahre 1638 erlassene Bestimmung: „Da es zur Unsitte geworden ist, daß Personen, die wegen ihres jugendlichen Alters und ihrer schlechten Vermögensverhältnisse (weak estate) noch nicht heiraten können, sich an vieler Männer junge Töchter und Dienstmägde, die unter der Obhut ihrer Herrschaft stehen, herranmachen gegen den Willen der Eltern und ohne Erlaubnis der Dienstherrschaft, so wird hiermit vom Gericht bestimmt, daß, wenn jemand eines Mannes Tochter oder Dienstmagd einen Heiratsantrag macht, ohne vorher die Erlaubnis der Eltern oder Herrschaft eingeholt zu haben, er mit Geldstrafe oder körperlicher Züchtigung oder beidem bestraft werden soll,

schwand er plötzlich mit Hinterlassung seiner wenigen Habseligkeiten und kein Mensch erfuhr je, was aus ihm geworden war. Man nahm ge-

wie das Gericht bestimmt oder wie seine Sünde erheischen möge." In New Haven ließ das Gesetz den Verliebten auch nicht das kleinste Hintertürchen offen, denn dort lautete die Bestimmung, daß unbefugtes Courschneiden, es möge nun durch „Worte, Briefe, Botschaft, Besuche, unnötige Familiarität, nächtliche Besuche, Geschenke oder auf irgend eine andere Weise vollbracht worden sein", an der Staupsäule gebüßt werden solle.

Über die Schulverhältnisse des Staates Illinois Mitte des 19. Jahrhunderts schreibt der verstorbene Henry Raab:

„Für ihren Beruf vorgebildete Lehrer gab es damals nicht; selbst heute ist es ja noch die Ausnahme, wenn ein Lehrer ein Seminar besucht hat. Ein junger Mann, der sich auf den Beruf als Advokat, Arzt oder Prediger vorbereiten wollte, oder einer, der kein Geschäft gelernt hatte und sonst keine Beschäftigung finden konnte, sammelte Unterschriften in der Nachbarschaft, um mit der nötigen Zahl Schüler eine Schule zu eröffnen. Eine Prüfung der Lehrkräfte war nicht erforderlich; die Eltern ließen sich durch die Liebenswürdigkeit und Popularität des betreffenden bestimmen. Erst mit dem Inkrafttreten des Freischulgesetzes in 1855 wurde ein Kommissioner oder Superintendent für jedes County gewählt, vor dem die Lehramtskandidaten ihre Prüfung abzulegen hatten. Selbst dann beschränkte sich das Examen auf Lesen, Schreiben und Rechnen und war durchaus kein Beweis, daß der Kandidat die zum Lehren nötige Fähigkeit besaß.

Das Schulgeld betrug von einem bis zwei und einen halben Dollar den Monat, oder es wurde eine bestimmte Summe für den Termin von drei bis sechs Monaten von der Gemeinde ausgesetzt. Beispiele, wie die folgenden, sind nicht selten: Der Lehrer verspricht fünfundvierzig

wöhnlich an, daß sein von dem kopflosen Gespenst erschrecktes Pferd mit ihm durchgegangen sei und ihn in irgend eine Schlucht geschleudert habe.

Schüler sechs Monate lang für hundert Dollars zu unterrichten; oder er soll zwölf Dollars den Monat und bei den Eltern der Kinder abwechselnd den Mittagstisch haben (board round), und dafür zweiundzwanzig Schüler im Buchstabieren, Schreiben, Rechnen und der englischen Grammatik unterrichten; oder er soll 60 Tage lang eine gewöhnliche englische Schule halten für zwei Dollars den Schüler, außerdem Kost und Wohnung bei den Eltern; zehn Personen unterschreiben den Kontrakt, drei davon für je einen halben Schüler, so daß die Schule im ganzen achtzehn und einen halben Schüler zählte. Das Schulgeld konnte in Bar oder in Waren zum Marktwerte entrichtet werden. Ein Lehrer erbot sich Rindvieh, Wieselfelle und Fenzriegel an Zahlungsstatt zu nehmen; ein anderer Weizen, Speck, Schweine, Wachs, Talg, Hirschfelle, Wolle und junges Rindvieh, vorausgesetzt, daß es in seiner Wohnung abgeliefert wurde. Sonst mußte der Lehrer seine Gebühren, sowohl in Geld als in Waren, selbst kollektieren. Seßhafte Leute allein konnten Waren an Zahlungsstatt nehmen und betrieben oft neben ihrem Lehrgeschäft einen schwunghaften Handel. Von anderen Lehrern wissen wir, daß sie neben der Schule eine Farm bewirtschafteten oder eine Mühle betrieben; auch ein Arzt führte neben seiner Praxis die Schule des Distrikts; wenn er zu einem Kranken abgerufen wurde, übernahm seine Frau die Lehrtätigkeit. Zumeist jedoch waren die Lehrkräfte „fahrende“ Leute, die einen Winter lang die Schule im Distrikt hielten und im Frühling, wenn die Arbeit außer dem Hause begann, an der die Kinder teilnahmen, mit ein paar Dollars in der Tasche weiterzogen und auf andere Weise ihr Leben machten.“

Wenn sein erfolgreicher Rivale, ein handfester Holländer, diese Erklärung hörte, lächelte er gewöhnlich still in sich hinein, denn er wußte wohl, daß ein ausgehöhlter Kürbis, in den ein menschliches Gesicht geschnitten und ein brennendes Licht gesteckt worden war, am Abend in dem düsteren Schlummertal auf den leichtgläubigen Ichabod Crane denselben Eindruck machte, wie der kopflose hessische Kavallerist.

Ähnliche Verhältnisse herrschten zu der angeführten Zeit in allen Staaten; ja, in wenig besiedelten Gegenden des fernen Westens findet man dieselben heute noch. Junge Geistliche daselbst fahren übrigens nicht besser. So berichtete 1899 eine in St. Louis erscheinende deutsche Zeitung:

„Im ev.-luth. Konkordia-Predigerseminar am Süd Broadway begannen gestern die Osterferien. Die in der Umgegend von St. Louis wohnhaften Seminaristen begaben sich bereits gestern Abend nach Muttern. In der letzten Woche im Juni schließt das gegenwärtige Semester und für die austretenden Predigtamtskandidaten beginnen schon jetzt die Briefe einzulaufen. Großenteils kommen diese vom Lande und die Offerten sind nicht immer so günstig, wie die jungen Kandidaten sie sich wünschen könnten. So heißt es manchmal in einem solchen Brief: „Der Pastor muß sich verheiraten, ehe er sein Amt antritt. Gehalt $ 200 jährlich sowie fünf Sack Mehl, fünf Fuhren Heu, 50 Bushel Hafer, Weide für eine Kuh und ein Pferd, Gemüsegarten. Pastor muß Schule halten, die Orgel spielen, einen Blasechor sowie einen Gesangverein dirigieren.“ Aber die jungen Kandidaten treten nach neunjährigem Studium gewöhnlich den ihnen überwiesenen Posten mit Freuden und ohne Murren an, in der Hoffnung, daß sie bald eine größere Gemeinde aufbauen können.“

Nach der in Mecklenburg herrschenden Ansicht erscheinen solche Menschen nach dem Tode als kopflose Geister, die verdient haben, geköpft zu werden, aber dem Richter entschlüpft sind; dies mag vielleicht auch bei jenem Hessen zutreffen, trotzdem die meisten den armen verkauften Söldlingen in Amerika angedichteten Schandtaten von den Engländern begangen wurden.

Kopflose Reiter und Pferde gehören in den Kreis Wodans, des Totenführers.*) Auf Neufundland erscheint manchmal der kopflose Geist eines Franzosen, der sich ein Vergnügen daraus macht, Leute, die nachts in einer Postkutsche fahren, zu ängstigen und zu belästigen.

Auch Frigga, Holda oder Bertha, drei verschiedene Namen für Wodans Gattin, erscheint manchmal ohne Kopf; oft auch fehlt den Tieren in ihrer Nähe ein Glied, um sie als gespenstische Wesen zu bezeichnen. Holda hat oft einen schwarzen Hund bei sich; derselbe ist wie der Eber, Bär und Wolf dem Wodan heilig und sieht die Geister, auch zeigt er durch sein Heulen den Tod und sonstiges Unglück an und wittert vergrabene Schätze.

---

*) Sagen und Märchen, die sich auf kopflose Reiter und Tiere beziehen, befinden sich in folgenden Werken: Heyl, Tiroler Volkssagen; Knoop, Sagen und Märchen aus Hinterpommern; Birlinger, Aus Schwaben I.; Temme, Volkssagen aus der Altmark; Haas, Märchen aus Rügen; Schulenburg, Wendische Märchen; Pfister, Sagen aus Hessen; Sepp, Religion der Deutschen; Gander, Niederlausitzer Volkssagen usw.

Vor vielen Grabsteinen auf dem Hauptkirchhofe von Evansville in Indiana liegen aus Ton geformte Hunde in Lebensgröße als Wärter der Toten. Ähnliches sieht man auf mehreren Friedhöfen Italiens; doch stammen dort diese meist aus feinem Marmor gemeißelten Statuen noch aus dem Mittelalter.

Nach der Edda war der Hund Begleiter der Todesgöttin Hel. Von der erst seit dem 17. Jahrhundert bekannt gewordenen altgermanischen Unterweltsbeherrscherin Nehalennia hat man alte Denksteine an der Scheldemündung, in Deutz und im Ubierlande entdeckt, welche jene Göttin teils stehend, teils sitzend darstellen; stets aber befindet sich in ihrer unmittelbaren Nähe ein Hund, der den Kopf in die Höhe reckt als ob er horche.

Viele Religionen haben den Hund den Göttern beigesellt und ihm die Gabe der Weissagung zugesprochen. Der indische Todesgott Yama hat ein paar „vieräugiger, Männer hütender und Wege bewachender“ Hunde, denen die Verstorbenen beim Todesopfer übergeben werden.

Hekate durchzieht nächtlich die Wälder von Hunden begleitet; die Hunde des Odysseus sind geistersichtig. Nach der Edda heißt der erste Hund Garm; derselbe muß wachen bis die Götter vorgehen. Der Hausgeist des Dr. Faust trat in der Gestalt eines Pudels auf. In Ägypten war der Hund dem Gotte Anubis heilig und dieser wird daher auch mit einem Hundekopf abgebildet. In

Persien machten sich die Priester unrein, wenn sie einen Hund töteten. Wenn dort ein Perser im Sterben lag, so stellte man einen Hund neben ihn, um ihn gegen die Wirkungen böser Geister zu schützen. Die Avesta und andere heiligen Bücher der Perser sprechen von dem Hunde stets mit Hochachtung, besonders wegen seines Scharfsinns, seiner Wachsamkeit und Treue. Nach dem indischen Epos Mahabharatta will der Held Judhishthra nur dann in den Himmel gehen, wenn man ihm erlaubt, sein Hündlein mitzunehmen. Auch Luther hoffte nach seinen Tischreden sein treues Hündlein in der anderen Welt wiederzusehen.

Die Juden verachteten den Hund und hatten keinen Sinn für dessen edle Eigenschaften. Auch Dante, Shakespeare und Goethe waren diesem treuen Tiere nicht günstig gesinnt, Schopenhauer hingegen desto mehr.

Keine sich auf Wodan beziehenden abergläubischen Meinungen sind in den Vereinigten Staaten verbreiteter als folgende: Wenn man ein weißes Pferd sieht, dann schnell in die Hände spuckt und einen Wunsch ausspricht, so wird dieser erfüllt. Wer in Neuengland nur von einem Schimmel träumt, hat großen Reichtum zu erwarten. Wer dort drei weiße Pferde an einem Tage gesehen hat, muß schnell der ersten ihm danach begegnenden Person die Hand schütteln und sich irgend etwas wünschen; dasselbe wird er bald

erhalten. Jeder amerikanischen Jungfrau wird ernstlich angeraten, alle weißen Pferde, die ihr im Leben begegnen, genau zu zählen, denn der Mann, der ihr nach dem neunundneunzigsten begegnet, wird ihr Gatte, auch wenn er achtzig Jahre alt ist und längst keinen Zahn mehr im Munde hat. Zieht derselbe bei dieser Begegnung auch noch grüßend den Hut ab, so unterliegt die Zuverlässigkeit des Orakels auch nicht dem geringsten Zweifel.

Schimmel, Speichel und Wunsch, die drei Bestandteile des angeführten Aberglaubens, stehen in direkter Beziehung zu Wodan. Ersterer ist nichts anderes als das Überbleibsel des schnellfüßigen Sleipnir, des weißen Rosses unseres Wunschgottes, also eines heiligen Tieres. Schon die alten Deutschen hielten den Schimmel für das vornehmste, edelste und schönste Pferd. Als Gunther seine Brautfahrt nach Island unternahm und es darauf ankam, auf Brunhilde einen günstigen Eindruck zu machen, führte er eine Masse Pferde von „sneeblanker varwe“ mit sich.

T a c i t u s schreibt von den Deutschen: „Eigentümlich ist diesem Volk, auch von Pferden Weissagungen und Mahnungen herzunehmen. Man unterhält öffentlich in Gehölzen und Hainen weiße, von keiner irdischen Arbeit berührte Pferde. Diese vor den heiligen Wagen gespannt, begleitet der Priester und der König oder Vorsteher des Gebiets, und beobachtet ihr Wiehern

und Schnauben. Kein Wahrzeichen steht in höherem Ansehen, nicht nur beim Volke, sondern bei Vornehmen und Priestern.“

Erschien Wodan, seinen Schimmel reitend, auf dem Schlachtfelde unter seinen Getreuen, so waren diese sicher, daß er ihnen den Sieg verlieh. Auch Rübezahl, der mehrere Eigenschaften des deutschen Hauptgottes in sich vereinigt, zeigt sich manchmal auf einem sechsfüßigen Schimmel; Libussa, der mythische König Böhmens, besaß ebenfalls einen solchen. In vielen Gegenden Deutschlands reitet auch das Christkindlein als Überbleibsel des Wunschgottes Wodan auf einem weißen Pferde von Haus zu Haus, um seine Gaben auszuteilen.

Nach einem irländischen Märchen hatte sich eine Jungfrau fest vorgenommen, ins Kloster zu gehen; da jedoch ihre Eltern dagegen waren, so verließ sie in einer stürmischen Nacht das Haus und eilte dem Ziele ihrer Wünsche zu. Bald begegnete ihr ein Reiter auf einem weißen Pferde und fragte sie, wohin sie wolle, und da er dem Anschein nach mit der Antwort der Jungfrau zufrieden war, so setzte er sie auf seinen Schimmel und führte sie wohlbehalten ins Kloster.

Wer in Böhmen ein weißes Pferd im Stalle beherbergt, hat mit allem, was er unternimmt, Erfolg. In Brandenburg sagt man von einem, dem alles gelingt, er habe Pferdeglück, und in Amerika wird demjenigen, der scharfen Verstand

und Unternehmungsgeist besitzt, nachgerühmt, er besitze „horse sense“.

Pferdeköpfe als Symbol des Glück spendenden Wodanpferdes findet man hier und da an den Stall- und Scheunentüren der deutsch - pennsylvanischen Farmer. So stand einst ein Haus an der Straße zwischen Wilkesbarre und Bear Creek, an dem drei solche Köpfe prangten. Dieselben waren von einem Bauern deshalb daran genagelt worden, damit der frühere Besitzer des Gebäudes, welcher mit Verwandten und Nachbarn in beständigem Streit gelebt hatte, nach seinem Tode nicht als Spukgeist zurückkehre.

Das Hufeisen, ein anderer Überrest Sleipnirs, findet man als Glückszeichen fast überall in Amerika. Es schützt gegen Hexen, Teufel, ansteckende Krankheiten und sonstiges Ungemach; wer ein solches zufällig auf der Straße liegen sieht, aufhebt und zu Hause aufhängt, kann auf die Erfüllung aller Wünsche hoffen. Deshalb tragen es auch die Amerikaner als Anhängsel ihrer Uhrkette und die Amerikanerinnen an Vorstecknadeln oder Armbändern. Es hängt sowohl in den Schreibstuben der Kaufleute wie in den Konsultationszimmern der Ärzte; sogar in Schullokalen habe ich es angetroffen, wo es vielleicht den Kindern das Lernen erleichtern soll.

An den Masten vieler Schiffe erblickt man ein Hufeisen und selten sieht man ein Fischerboot an den amerikanischen Küsten ohne dieses

Glückszeichen. Italiener legen es sogar in das Bett. Das Hufeisen spielt auch bei den Bretterhelden resp. Heldinnen eine große Rolle. Viele der strahlenden Sterne am Theaterhimmel glauben ihren Ruhm nicht zum kleinsten Teil dem Umstande verdanken zu müssen, daß sich auf der Schwelle ihres Garderobenzimmers stets ein selbstgefundenes und eigenhändig festgenageltes Hufeisen befindet. Der amerikanische Dichter J. G. Whittier schreibt in seinem Gedichte „The witch's daughter“:

„And still o'er many a neighboring door
She saw the horse-shoe's curved charm.“

Dies kann man heute noch in den meisten Orten Neuenglands beobachten.

Schottische Hexen wurden zur Zeit ihrer Verfolgung angeklagt, Hufeisen an ihren Häusern angebracht zu haben und sie erklärten zu ihrer Entschuldigung, daß dies auf den Rat des Teufels, also des mit einem Pferdefuß behafteten, von den frommen Christen erfundenen Doppelgängers Wodans, geschehen sei.

Wenn jemand in Holland herzlich lacht, sagt man von ihm, er freue sich, als ob er ein Hufeisen gefunden habe.

In England findet man ein Hufeisen häufig an Gasthäusern; ob es nun dort dem Wirt oder dem eintretenden Gaste Glück bringen soll, mag schwer zu entscheiden sein. In Mexiko nageln die

Kaufleute Hufeisen über ihre Geschäftslokale, damit zahlreiche Kunden bei ihnen vorsprechen.

Stets muß das Hufeisen mit der Öffnung nach oben gerichtet sein, damit das Glück nicht herausfällt. Der amerikanische Verlagsbuchhändler und Dichter J. G. Fields erzählt in seiner Humoreske „The lucky horse-shoe“ von einem Farmer, der ein Hufeisen aus Unkenntnis verkehrt an seine Scheune genagelt hatte und von nun an vom Unglück heimgesucht wurde. Seine Ernte wurde vom Hagel zerstört, seine Rüben und Kartoffeln erfroren ehe sie reif waren und seine Hühner verlernten das Eierlegen. Nun kam einst ein alter Wandersmann vorbei; demselben klagte er seine bittere Not und bat ihn um guten Rat.

„The stranger asked to see the shoe;
The farmer brought it into view;
But when the old man raised his head,
He laughed outright and quickly said:
No wonder skies upon you frown,
You 've nailed the horse-shoe upside down;
Just turn it round, and soon you'll see
How you and Fortune will agree.“

Der Farmer ließ sich dies nicht zweimal sagen, er drehte das Hufeisen um, so daß die Enden nach oben gerichtet waren und von Stund an besserte sich seine Lage. Seine Felder trugen, als ob sie mit dem besten Guano gedüngt wären; sein Viehstand vermehrte sich zusehends und seine Frau gebar Zwillinge.

Doch nun zurück zu unserem Wodanschimmel. Es ist nun, wie früher bemerkt, zur Erfüllung eines Wunsches nicht genügend, daß man ein weißes Pferd sieht, sondern man muß dabei auch in die Hand spucken; denn der Speichel besitzt nach weitverbreitetem Glauben die Eigenschaft, das Glück zu befördern. Wer in Irland an einem Hautausschlag leidet, braucht nur seinen Speichel mit Erde zu mischen und die wunde Stelle damit zu beschmieren, wenn er schnell gesund werden will. Nach der Bibel gab Jesus einem Blinden dadurch das Gesicht wieder, daß er Erde mit seinem Speichel anfeuchtete und die Augen des Unglücklichen damit benetzte. Wer einer Hexe begegnet und schnell ausspuckt, ist gegen ihre Zauberei gefeit. Wer in Oldenburg ein Gerstenkorn am Auge hat, braucht sich nur von einem guten Freunde darauf spucken und den Speichel trocknen zu lassen.

Die Schüler Neuenglands, die von ihrem Lehrer Schläge auf die Hand bekommen sollten, spuckten schnell darauf und der Stock des Lehrers zerbrach, sobald er nur jenen Körperteil berührte. Wer in genanntem Lande ein verrecktes Tier am Wege liegen sieht und nicht dreimal darauf spuckt, bekommt die Krankheit, an welcher es verendete.

Die Irländerinnen New Yorks vergessen es selten, das erste Geldstück, das sie an einem Tage einnehmen, zu bespucken; dasselbe soll dadurch

zu einem Hecketaler werden. Der amerikanische Junge, der nicht auf seinen Angelhaken spuckt, ehe er ihn ins Wasser senkt, wird wenige Fische fangen.

Der populärste Nachfolger Wodans in Amerika ist jedoch der jung und alt wohlbekannte Santa Claus, von den Deutschamerikanern gewöhnlich Pelznickel genannt. Derselbe, der sich durch einen langen weißen Bart und eine gedrungene, in warme Pelze gehüllte Gestalt auszeichnet, fährt am Weihnachtsabend *) in seinem von Renntieren gezogenen Schneeschlitten von Haus zu Haus, steigt vor der Türe ab, schwingt sich auf das Dach und läßt sich dann mit lautem Gepolter durch den Kamin in die Kinderstube hinab, wo er seinen Korb ausleert. Sobald nun die im Nebenzimmer harrenden Kleinen glauben, er sei wieder fort, eilen sie her-

*) Die alten Puritaner Amerikas beachteten das Weihnachtsfest so gut wie gar nicht, da die damit verknüpften Gebräuche nach ihrer Ansicht zu stark katholisch gefärbt waren. Alles was die jungen Leute der Kolonialperiode an diesem Feste taten, war, daß sie sich maskierten und mit Schwertern bewaffneten und von Haus zu Haus gingen, um den Bewohnern, denen sie sich als Reisende vorstellten, einige Reime vorzusingen oder auch einige Rätsel vorzulegen. Allein allmählich hat sich auch dahier der Christtag zu einem nationalen Freudenfest, besonders für die Kinder, entwickelt, und die Lichter des durch die Deutschen eingeführten Weihnachtbaumes erhellen nun den glänzendsten Palast wie die ärmste Hütte.

bei, um zu sehen, was er ihnen hinterlassen und in die für ihn aufgehängten Strümpfe gesteckt hat.

Wodan ist auch durch christlichen Einfluß zum Schreckgespenst für Kinder geworden. In Bayern, wo er die Namen Woutzel, Woud und Woudl führt, sagt man schreienden Kindern:

„Schweig stilla g'schwind, ma loibes Kind!
Da Woutzl kummt un nimmt de mit.
Schweig stilla g'schwind un halt da Mäul,
Er is schou draß'n mit sein Gäul." *)

---

*) Im Böhmerwalde treibt sich, um noch andere für Kinder bestimmte Schreckmittel zu nennen, der schlimme Luzia herum, der bösen Knaben und Mädchen den Bauch aufschlitzt, Stroh hineinsteckt und ihn dann wieder zunäht. In Thüringen werden lärmende Kinder durch den schrecklichen Ambock, dessen Name noch nicht befriedigend erklärt worden ist, zur Ruhe gebracht. Im Bergischen geschieht dies durch den Unhold Grimmes und auf Rügen durch Stortebecken, einen bekannten und gefürchteten Seeräuber. In Pommern sagt man unartigen Kindern, der Jude komme und stecke sie in den Sack.

Wenn die Kinder der amerikanischen Pioniere gegen den Willen der Eltern abends auf die Straße gehen wollten, wurde ihnen gesagt, Indianer lauerten auf sie, um ihnen die Kopfhaut abzuziehen. Den Kindern in Guatemala, die sich gerne von ihren Eltern entfernten, wurde gedroht, die weißen Fremden würden sie fressen. Die Mayas in Yukatan lassen unfolgsame Kinder vom Nachtriesen Balams stehlen. Bei den Passamaquoddies heißt jenes Gespenst Keeze gbeset; es ist dies ein als Hase oder Fisch erscheinender Feuerteufel, der beständig auf die Gelegenheit wartet, Unheil anzurichten.

Wodan, der vorzugsweise Glücksgott ist, wird gewöhnlich die Erfindung des Würfelspieles zugeschrieben; doch konnten und liebten es schon

---

Das bekannteste Schreckgespenst der amerikanischen Kinder ist der bogyman, bogybear oder bugaboo, der deutsche Butzemann. In der Neuzeit sagt man auch den Kindern, die gerne am Abend gegen den Befehl der Eltern sich auf der Straße herumtreiben, der „happy Jack“ werde sie holen. Welchen Ursprung diese Drohung hat, vermag ich nicht mit Bestimmtheit zu sagen. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist dieselbe auf „Jack, den Riesentöter“, den Helden eines englischen Volksmärchens, zurückzuführen.

AmerikanischenMädchen sagt man, um sie abends von der Straße zu halten, Fledermäuse würden sich in ihrem Haare so festkrallen, daß es abgeschnitten werden müsse. Die Neger in Kentucky glauben, die Fledermäuse könne man in diesem Falle erst entfernen, wenn es donnere.

Amerikanische Kinder, die Sonntags gerne auf dem freien Felde spielen, werden von Bären gefressen. Das Mädchen, das sich von einem Jungen küssen läßt, bekommt einen Schnurrbart; betrachtet es sich gerne abends im Spiegel, so erscheint ihm der Teufel; setzt es sich gerne ans offene Fenster, so wächst es nicht mehr, und ißt es die Brotkruste nicht, so wird es dumm. Stecken Kinder gerne die Hände in Gefäße, in denen sie nichts zu suchen haben, so sagt man ihnen, es seien „pinching bugs“ (Hirschkäfer, von den Hessen Putzmäuler genannt) darin.

Abends kommt auch der Sandmann zu den amerikanischen Kindern, streut ihnen Sand in die Augen und versenkt sie in Schlaf. Jenes gutmütige Gespenst ist, beiläufig gesagt, im Französischen weiblichen Geschlechtes (la dormette) und wird in Frankreich nur dann herbeigerufen, wenn ein Schlummerlied ohne die gewünschte Wirkung bleibt.

lange vor der Entdeckung Wodans die Griechen und Römer und amüsierten sich damit, wie die Germanen der Vor- und Jetztzeit am Trinktische, wenn auch nicht mit derselben Leidenschaftlichkeit. Denn diese spielten nicht nur um Trinkhörner, Arm- und Brustspangen, Waffen und Haustiere, sondern sie setzten auch häufig ihre persönliche Freiheit als Pfand. Thor hingegen wird die Erfindung des Kegelspieles zugeschrieben. Dieser Gott bildet überhaupt in mancher Beziehung einen Doppelgänger Wodans und es wird allgemein angenommen, daß beide früher eine göttliche Person waren und daß sie sich im Laufe der Zeit in die ihnen obliegenden Pflichten geteilt haben. Beide wohnten in Bergen. Wenn nun der Held des Kyffhäusers mit einem roten Bart erscheint, so deutet dies auf den Gewittergott Thor; die dort herumfliegenden Raben lassen auf Wodan schließen, dessen Bartfarbe unbekannt geblieben ist. Als christlicher Nachfolger Thors gilt Petrus, der deshalb auch mit einem roten Barte abgebildet wird und dem man auch insofern die Tätigkeit des Gewittergottes zuschreibt, als man in Deutschland beim Donnern zu sagen pflegt, Petrus schiebe Kegel.*) In Schleswig-Holstein und in Schwaben sieht man den Ursprung des

*) Die Passamaquoddies in Amerika glauben, der Donner entsteht dadurch, daß die Geister Ball spielten und Pfeile in den Himmel schössen, worauf Steine zur Erde fielen. Wer diese aufhebe habe Glück.

Donners im Kegeln der Engel. Die aus Stein verfertigten Kegel, welche beim Spielen manchmal zur Erde fallen, werden Donnerkeile oder auch Donnersteine genannt.

Donner und Blitz rief Thor mit seinem zauberkräftigen Hammer Miölnir hervor; derselbe diente ihm zu gleicher Zeit als Streitaxt, die, wenn er sie auf seine Feinde geschleudert hatte, stets in seine Hand zurückkehrte; allein dieser Hammer war nicht nur Bringer des Todes, sondern auch des Segens. Er wurde der Braut in den Schoß gelegt, um sie feierlich zur Ehe zu weihen. Wie Grimm in seinen „deutschen Rechtsaltertümern" nachweist, so berief der Richter der Goten eine Gemeindeversammlung dadurch, daß er einen Hammer als Sinnbild der Macht und des Rechtes herumtragen ließ, welche Aufforderung von allen wohlverstanden wurde. Wollten die alten Deutschen eine Ansiedlung anlegen und die Grenze derselben bestimmen, so schleuderten sie einen Hammer durch die Luft und richteten sich dann in ihrem Vorhaben nach der Stelle, auf welcher er zur Erde fiel. Die Nordgermanen weihten Speise und Trank mit Thors Hammerzeichen. In Bayern klopft man am Petri-, also am Thorstage (22. Februar) mit einem Hammer herzhaft auf die Pfosten des Hauses und Stalles und erwartet dann, daß das Vieh das Jahr hindurch gesund bleibt und daß sich die Ratten und Mäuse verziehen. Wenn der Schmied genannten Landes am Samstag Feierabend macht, so schlägt

er dreimal mit dem Hammer auf den Amboß und glaubt dadurch den Teufel auf eine Woche angeschmiedet zu haben.

Unsere heutigen Richter bekräftigen ihren Urteilsspruch durch einen Hammerschlag; auch bestätigen die Auktionatoren die Gültigkeit eines Verkaufes dadurch. In der Hand des Stuhlmeister der Freimaurer ist der Hammer das Sinnbild der Würde.

Thors Hammer erscheint gewöhnlich in der Form eines griechischen T und wird daher auch Tau-Kreuz genannt. Wenn die heiratslustigen Mädchen in Boston sich Gewißheit über ihren zukünftigen Freier verschaffen wollen, so stellen sie am Abende vor dem Schlafengehen ihre Schuhe in jener Form vor das Bett und sprechen:

„I place my shoes in the from of a T,
Hoping my true love to see.“

Sie erwarten alsdann zuversichtlich, den ihnen zugedachten Gatten im Traume zu sehen.

Auch die Axt, das moderne Symbol Miölnirs, ist heil- und zauberkräftig. Wer sich in Neuengland eine Axt unter das Kopfkissen legt, bleibt vom Rheumatismus verschont. Wer sich dort mit einer Axt eine Wunde beibringt, braucht nur den Stiel derselben mit irgend einer Salbe zu beschmieren und er kann bald wieder seiner gewohnten Beschäftigung nachgehen. Die Neger in Kentucky kurieren einen Menschen von den Folgen des Blutsturzes, wenn sie ihm eine Axt

unter das Bett legen. Der im Spessart wohnende Ehemann, der einen Buben erzeugen will, nimmt sich, um sicher zu sein, eine Axt mit ins Bett. In Marokko legt man einen Dolch unter das Kopfkissen des Kranken. Wenn in Ostpreußen und Westfalen Leute ein Kind in die Kirche zur Taufe tragen, müssen sie über eine auf den Weg gelegte Axt schreiten, um das Kleine gegen Zauberei zu schützen. Diesen Aberglauben trifft man auch vielfach in Amerika an, besonders unter den Deutschen des Staates Ohio.

Messer, Scheren und Gabeln tun vielfach dieselben Dienste. Viele Venetianer sind fest überzeugt, durch kreuzweis gelegte Messer und Gabeln das Glück herbeizuzaubern. Wenn sich alte amerikanische Farmersfrauen eine Schere unter das Kopfkissen legen, so können ihnen die Hexen nichts anhaben. In Griechenland schützt ein Messer mit schwarzem Stiele gegen das Alpdrücken.

Das lange vor Christo gebrauchte Kreuzeszeichen ist nichts anderes als Thors Symbol. In England wird über dem Malz, ehe kochendes Wasser darauf gegossen wird, ein Kreuz geschlagen, damit das Bier gut gerate; auch wird dort der Brotteig, ehe man ihn in Laibe formt, mit jenem Zeichen versehen. Die drei Kreuze, die der des Lesens und Schreibens unkundige Mann unter ein Schriftstück setzt und dadurch den Inhalt desselben bestätigt, sind altgermanischen

Ursprungs. Das Kreuz ist durchaus kein spezifisch christliches Zeichen und da es infolge seiner Einfachheit leicht von jedem Volke entdeckt und angewandt werden konnte, so findet man es auch in Ländern, deren Einrichtungen und Gebräuche weder von Asiaten noch Europäern beeinflußt wurden. Bei den Eingeborenen Amerikas repräsentierte es einfach die vier Himmelsgegenden. Wenn einem Azteken das gefürchtete, einer Spinne ähnliche Insekt Sinaviztli in die Hütte kroch, so machte er ein nach den vier Himmelsgegenden gerichtetes Kreuz, spuckte darauf und fragte es: „Warum bist du gekommen?“ Dann beobachtete er genau, nach welcher Richtung es kroch und schloß daraus auf ein ihm bevorstehendes Unglück oder Glück. Darnach wurde das Insekt auf einen Kreuzweg getragen.

Das älteste Kreuzeszeichen dürfte wohl die sogenannte Swatiska sein. Dies Wort bedeutet nach Littré „Glück oder Vergnügen“; Whitney übersetzt es mit „Gott des Glückes“ und Bournoff versteht „gute Vorbedeutung“ darunter. Es befindet sich häufig am Anfange buddhistischer Manuskripte und Inschriften; in Indien bezeichnet man auch das Vieh damit, um es gegen Krankheiten zu schützen. Man trifft es überall in der Welt an, in Japan, China, Ägypten, auf Korea, in Skandinavien, Frankreich, Italien, ja sogar in Nordamerika, wo man es in vorhistorischen Grabhügeln (mounds) der Staaten Ohio, Missouri,

Arkansas und Tennessee auf Tongefäßen und Muscheln entdeckt hat.

II.

Washington Irving hat durch sein in die Catskills-Berge am Hudson verlegtes Märchen von Rip van Winkle, dem wegen seiner Trunksucht zu langem Schlafe verurteilten Holländer, einfach die deutsche Kyffhäusersage auf amerikanischen Boden verpflanzt; allein diese Umgestaltung wäre in den Vereinigten Staaten lange nicht so allgemein bekannt geworden, wenn sie ein praktischer Schauspieler nicht erfolgreich im Sinne der Temperenzler dramatisiert und zu einem kassenfüllenden Zugstück gemacht hätte. Irvings in dem Werke „Chronicles of Wolfert's Roost" veröffentlichte Erzählung vom fliegenden Holländer, in der er den trotzigen Schiffskapitän zur Strafe dafür, daß er sich einer Sonntagsentheiligung schuldig macht, zu ewigem, ruhelosem Befahren des Meeres verurteilt, hat, trotzdem das Motiv ganz und gar dem amerikanischen Geschmack entspricht, wenig oder gar keinen Anklang gefunden. Die Sage vom fliegenden Holländer ist in Amerika eigentlich erst durch Wagners musikalische Bearbeitung populär geworden.

Deutschland kennt drei Wanderer, die wegen gotteslästerlichen Handlungen zu einem unsteten Leben verurteilt sind. Der ewige Jude hatte

Jesum von seiner Türe verjagt und treibt sich seit jener Zeit in der ganzen Welt herum, um Erlösung zu suchen. In der Neuzeit hat er sich sogar nach Amerika verirrt, denn ein gutmütiger, treuherziger, in Cambria County, Pennsylvanien, wohnender deutscher Bauer erzählte mir vor einigen Jahren allen Ernstes, daß er gesehen habe, wie er an seiner Farm vorbeigehuscht sei. Und da jener langnäsige und graubärtige Wanderer keinen langen Sack auf dem Rücken trug und nicht mit Bändern und Schnürriemen handelte, so muß es wohl der wahrhaftige alte Ahasver gewesen sein.

Der von Bürger in einer Ballade und von J. Wolf in einem Epos verewigte wilde Jäger, der seine Lust am Waidwerk selbst an einem Sonntag nicht zügeln konnte, wurde wegen Verachtung der heiligen Religionsgebräuche mit Hunden und Jagdgesellen zum rastlosen Luftwanderer gemacht, was eigentlich insofern unrecht war, als er als Repräsentant Wodans von den Geboten des Christentums nichts wußte.

Auch im „Fliegenden Holländer“ haben wir ein altes Erbgut des indogermanischen Volkes vor uns. Der Nachen Charons, das Totenschiff unserer deutschen Altvorderen, welches die Geister der Entschlafenen nach dem Seelenlande führte und welchem auch Walther von Aquitanien begegnete, als er nach Irland fuhr — dies sind die uralten Vorbilder unseres Geisterschiffes.

Die ältesten Nachrichten über den fliegenden Holländer erzählen, daß der unglückliche Seefahrer Falkenberg hieß, daß er in wilder Eifersucht Braut und Brüder erschlug und infolgedessen nach Norden floh, wo ein Gespensterschiff seiner harrte und ihn aufnahm. Nach der französischen Sage war er ein gottloser Kapitän, der mit aller Gewalt um das Kap Horn fahren wollte und sich von seinem verwegenen Vorhaben weder von den Matrosen noch vom heiligen Geiste abhalten ließ. Dafür mußte er nun mit einer aus Mördern, Räubern und Feiglingen bestehenden Mannschaft ruhelos das Meer befahren, Galle trinken und glühendes Eisen essen.

Der Holländer Bernhard Focke, der die Masten seines Schiffes mit Eisen beschlagen ließ, damit sie mehr Segel tragen konnten, fuhr so fabelhaft schnell, daß man glaubte, er habe sich dem Teufel verschworen. Sein spanischer Doppelgänger muß beständig in der Nähe von La Plata kreuzen zur Strafe dafür, daß er einen reichen Peruaner, der mit seiner Braut nach Spanien reisen wollte, um Hab und Gut betrog, ihn schwer verwundete und an den Mast band.

Den eigentlichen fliegenden Holländer will man noch Ausgangs des 18. Jahrhunderts gesehen haben; seit dieser Zeit aber ist er vom Meere verschwunden und allem Anscheine nach durch die Dampfschiffe vertrieben worden.

Geisterschiffe sind auch den Amerikanern nicht unbekannt und hat der Dichter Whittier

mehrere darauf bezügliche Sagen poetisch behandelt („The Dead Ship of Harpswell“ und „Palatine“). Diese Schiffe erscheinen gewöhnlich am Jahrestage ihres Unterganges an der Unglücksstätte. Auch Longfellow und Celia Thaxter haben derartige Stoffe besungen.*)

Nach einem in der ganzen Welt bekannten Aberglauben sind Flüsse und Seen von Teufeln und Teufelinnen bewohnt, die jährliche Menschenopfer erwarten und sich dieselben, wenn sie ihnen nicht freiwillig gebracht werden, mit Gewalt nehmen, indem sie badende Personen oder solche, die zufällig ins Wasser fallen, in die Tiefe ziehen. Wuttke führt in seinem Buche über den deutschen Aberglauben zahlreiche Flüsse an, die ein solches Opfer heischen; ich füge seiner Liste noch die Lahn hinzu, die jährlich während des Hochwassers im Frühjahr laut nach Menschen rufen soll. Wer also einen Ertrinkenden zu retten sucht, durchkreuzt den Willen des Flußgeistes und findet zur Strafe dafür, wie man besonders in England glaubt, früher oder später selber seinen Tod im Wasser. Um sich nun der Rache jener Dämonen nicht auszusetzen, überläßt man besonders auf den Orkney- und Shetlandsinseln den Ertrinkenden

*) Unter dem Ausdruck „flying Dutchman“ versteht man in Amerika ein Karussell; auch wurde dem deutschamerikanischen Staatsmann Carl Schurz dies Epitheton beigelegt, weil er in früheren Jahren seinen Wohnort so häufig wechselte.

ruhig seinem Schicksale; rettet er sich selbst, so wird er als Frevler betrachtet. Die Kamschatkaner stoßen einen solchen sogar ins Wasser zurück, und gelingt es ihm zu entfliehen, so verweigern sie ihm jede Unterstützung. Sie lassen auch die Leiche eines Ertrunkenen am Ufer liegen, da sie fürchten, durch Wegschaffung derselben den Zorn des Flußgeistes auf sich zu ziehen. So überlassen auch die Hindus jeden, der in den Ganges fällt, dem Ertrinkungstode.

Wer in der Nähe der Salomon-Inseln ins Wasser fällt und von einem Haifische angegriffen wird, darf nicht entfliehen; versucht er es doch, so wird er von den Zuschauern in die Flut zurückgestoßen, damit der Wassergeist ja nicht um das für ihn bestimmte Opfer betrogen werde.

Im Magdeburgischen huldigt man der Ansicht, daß derjenige, der am Johannistag ins Wasser fällt, nicht herausgezogen werden darf; wer einen solchen trotzdem rettet, muß später selber ersaufen.

Um in Böhmen und Siebenbürgen die Leiche eines Ertrunkenen zu entdecken, steckt man eine brennende Kerze in einen ausgehöhlten Brotlaib und läßt ihn auf dem Wasser schwimmen; da, wo er stille hält, ist der Körper zu suchen. Ähnlich handeln die Bewohner von Mexiko. In der Wetterau und der Oberpfalz genügt es in diesem Falle, den Namen des Unglücklichen auf das Brot zu schreiben. In Pennsylvanien wirft man das

Hemd des Ertrunkenen ins Wasser und läßt es herumschwimmen; hat es die gewünschte Stelle erreicht, so taucht es unter und wickelt sich um die Leiche.

Wie überall, so ist auch in Amerika die Erscheinung des Irrlichts mit abergläubischen Erdichtungen verknüpft.

Der früher in England dafür gebräuchlichste Name war dragon oder auch dragon fire; Milton und Shakespeare nennen es gelegentlich walking fire und letzterer gibt ihm in „Lear" noch den sonst nicht vorkommenden Namen Flibbertigibbet. Jetzt führt jenes unheimliche Licht, das den Geist eines Mannes repräsentiert, der einen von ihm vergrabenen Schatz bewacht oder der den Grenzstein verrückt hat und dafür zur Strafe vom ersten Schlage der Abendglocke bis zum ersten Hahnenschrei des folgenden Morgens herumwandern muß, meist die Bezeichnung „Jack o' the lantern" oder „Will o' the wisp"; zuweilen wird es auch „kit-with-the-candlestick", „Hob-and-his lanthrom" und spottweise auch „Mönchslaterne" genannt. So sagt Milton in „L'Allegro":

„She was pinched and pulled, she said,
And he by friars Lanthrom led." *)

---

*) Andere in England gebräuchliche Bezeichnungen für Irrlicht sind:

Brenning - drake, Burning candle, Corpse candles, Dank will, Death - fires, Dick - a - Tuesday, Elf - fire, fair maid of Ireland, Friars lantern, Gillion - a - burnt - taile, Puck, Spittle of the stars, fool - fires.

Diese Bezeichnung ist auf eine alte Sage zurückzuführen, nach welcher ein Mönch, der das Keuschheitsgelübde gebrochen und zur Strafe dafür zur nächtlichen Wanderung verurteilt wurde.

In einigen katholischen Ländern hält man die Irrlichter für Seelen, die dem Fegefeuer auf kurze Zeit entflohen sind und nach Leuten suchen, die für sie beten, damit ihre Qualen abgekürzt werden.

Überall glaubt man, daß das Irrlicht denjenigen, der ihm folgt, in eine sumpfige Gegend führt und ihn dort seinem Schicksal überläßt. Auch der englische Kobold Robin Goodfellow erscheint häufig in der Gestalt eines Irrlichtes, um Liebende in die Irre zu leiten.

Der Name „Jack o' the lantern" oder „Jack o'Lanthron" hat nach der im vierten Bande des „Journal of American Folk-lore" abgedruckten Mitteilung eines Pennsylvaniers folgenden Ursprung: „Es war einmal ein böser Mann, der Jack o'Lanthron hieß; derselbe konnte alles tun, was er wollte. Als er starb, ging er vor die Himmelstüre und begehrte Einlaß. Da ihm derselbe verweigert wurde, eilte er zur Hölle, wo man ihn ebenfalls fortschickte, weil man befürchtete, er würde den Höllengeistern ein so schlechtes Beispiel geben, daß mit diesen gar nicht mehr auszukommen sei. Nun mußte er dann einsam in den Sümpfen herumwandern und ward ihm ein Licht gegeben, daß er sehen konnte."

Dieses Märchen scheint irländischen Ursprungs zu sein; wenigstens erzählt man in Irland von einem Manne, der Gott und den Teufel beleidigt und zur Strafe dafür nach dem Tode nirgends, weder in der Hölle noch im Himmel, Obdach fand und sich auch in kein Haus flüchten konnte, zum Aufenthalt in den Sümpfen verdammt wurde.

Die Neger in Georgia erblicken im Irrlicht einen Mann, der verurteilt ist, auf nassen Wiesen etwas zu suchen, das er nie findet.

In vielen Ländern Europas hält man die Irrlichter für die Seelen ungetauft gestorbener Kinder; dieselben tanzen nach dem Glauben der Dalmatier auf ihren Gräbern, haben Zwerggestalt und tragen rote Mützen. Im Bergischen werden die Irrlichter mit geweihtem Wasser besprengt; in Belgien schlägt man beim Anblick derselben ein Kreuz und spricht die Taufformel.

Die Neger und Kreolen von Louisiana haben eine heillose Angst vor dem Irrlicht; sie glauben, jeder, der ein solches sieht, verliere die Willenskraft und müsse ihm unbedingt folgen. Alsdann fällt er entweder in einen Fluß, wo er ertrinkt, oder er stürzt in einen Dornbusch, der ihn in Stücke zerreißt. Dabei ruft das Irrlicht beständig: „Aïe, aïe, mo gognin toi!“ (aïe, ich habe dich).

Wird ein Neger von einem Irrlichte in einen Sumpf oder in eine abgelegene Gegend geführt, so zieht er seinen Strumpf aus und kehrt ihn um;

hat er keinen Strumpf an den Füßen, so reißt er schnell das Taschenfutter seiner Hose heraus und das Irrlicht wird ihn nicht weiter belästigen. In Dänemark und der Rheingegend dreht man in diesem Falle das Innere seiner Kopfbedeckung nach außen; in Devonshire irgend ein anderes Kleidungsstück.

Die Kometen galten schon in den ältesten Zeiten als gefürchtete Unglücksboten. Die Ägypter hielten sie für Vorläufer von Seuchen, Kriegen und vielen anderen Unglücksfällen. Thukydides erzählt, daß der peloponnesische Krieg durch Erdbeben und Kometen angezeigt wurde; Plinius, Aristoteles und auch Homer sind der Ansicht, daß jene Schweifsterne Stürme hervorrufen. Virgil bemerkt, indem er vom Tode Cäsars spricht, daß zu keiner andern Zeit so viele Kometen erschienen wären. Darauf nimmt Shakespeare Bezug, wenn er sagt:

„When beggars die, there are no comets seen,
The heavens themselves blaze forth the death of princes.“

Der fromme Liederdichter Paul Gerhardt seufzte 1669 beim Anblicke eines Kometen:

„Herr, was hast du im Sinn?
Wo denkt dein Eifer hin?
Von was für neuen Plagen
Soll uns der Himmel sagen?
Was soll uns armen Leuten
Der neue Stern bedeuten?

Die Zeichen in der Höh'
Erwecken Ach und Weh;

Es hat's in nächsten Jahren
Die ganze Welt erfahren:
Die brennenden Kometen
Sind traurige Propheten."

Die amerikanischen Puritaner huldigten dem betreffenden Aberglauben steif und fest; auch sahen sie, wie Luther, im Gewitter eine Machtentfaltung des Teufels und suchten sich durch inbrünstiges Beten dagegen zu schützen.

In Pennsylvanien löschen heute noch viele Deutsche das Küchenfeuer während eines Gewitters aus, weil sie befürchten, der Blitz würde durch dasselbe angezogen werden. Sie glauben auch, daß der Blitz das Wachstum der Steine befördere, sind doch die dem Gewitter am meisten ausgesetzten Gebirgsgegenden gewöhnlich viel steinreicher als die Täler. Die Steinäxte der Indianer halten sie für Donnerkeile, über die überhaupt wunderbare Ansichten verbreitet sind.

Allgemein wird geglaubt, daß der Donnerkeil während eines Gewitters unter Donner und Blitz vom Himmel fällt. Bei jedem Blitz fährt er, wie man in der Pfalz und in Böhmen sagt, sieben Klafter tief in die Erde, steigt aber alle Jahre eine Klafter wieder in die Höhe; nach anderer Ansicht steigt er sogar bei jedem Donnerschlag ein Stück aufwärts. Sicherlich steht dieser Volksglaube mit der Sage, daß Thors Hammer Miölnir nach dem Wurfe stets in seine Hand zurückkehrte, in Verbindung, denn Thor ist der

Herr über Donner und Blitz; schleudert er seinen Hammer, so „krachen die Felsen, die Klüfte heulen und die alte Erde fährt ächzend zusammen“.

Vieles von den mythischen Ansichten über Thor ist in späterer Zeit auf seine Wurfgeschosse, die Donnerkeile, übertragen worden. Der Donnerkeil gewährt dem Hause seines Besitzers Schutz gegen Gewitter, Blitzschlag und Feuersgefahr. Dieser Glaube ist allgemein verbreitet; er ist bei Entbindungen förderlich, wenn ihn die Wöchnerin in der Hand hält (Hessen), und bewahrt die Brüste der stillenden Mutter vor Entzündungen (Hessen, Harz und Böhmen). Er gibt den Kühen, wenn man die kranken Euter damit bestreicht, die verlorene Milch zurück (Pfalz und Harz) und läßt kranke Fruchtbäume gesunden, wenn er unter die Rinde gesteckt oder in den Stamm hineingetrieben wird (allgem.). Der Donnerkeil bewahrt Kinder, welche ihn bei sich tragen, vor Bruchschäden und schützt sie gegen Krämpfe. Zu Pulver geschabt und eingenommen ist er ein Heilmittel gegen die Rose und gegen Gelbsucht, gegen Verstopfung und Krämpfe (Oldenburg); er befördert das Harnen und zerdrückt Blasen- und Nierensteine. All diese abergläubischen Ansichten sind als Ausflüsse des altheidnischen Thorkultus zu betrachten.

Selbstverständlich begnügte sich das Volk mit dem angeführten Aberglauben nicht. Die Volksphantasie spann ihre Fäden weiter und verlieh den Donnerkeilen noch andere magische Kräfte.

Wer einen Donnerkeil bei sich trägt, erlangt ungewöhnliche Körperkraft und kann zaubern; er vermag sich unsichtbar zu machen, wie man in Böhmen glaubt, gleichwie Thor in der verhüllenden Gewitterwolke einherfährt. Als Amulett getragen schützt er den Besitzer vor heimtückischen Dämonen, besonders vor dem Besuch der Nachtmähre und dem Alpdrücken, weshalb er in einigen Gegenden Deutschlands auch als Albgeschoß oder Alvesstein bezeichnet wird. Von besonderer Zauberkraft sind die Donnerkeile, wenn sie im Verein mit Totengebeinen, die man in der Johannisnacht (Böhmen) oder am Tage Adam und Evä (23. Dezember) vom Kirchhof holen muß, angewendet werden. Die Deutschen Kanadas binden den Donnerkeil an einen Faden und hängen ihn zum Schutze gegen den Blitz in den Kamin; sollte, so glauben sie, der Faden zufällig verbrennen, so bleibt der Stein ruhig an seinem Platze.

In jedem zivilisierten und unzivilisierten Lande hat es zu allen Zeiten Hexen gegeben und gibt es heute noch, besonders in den stark religiös angehauchten Vereinigten Staaten. Jedes amerikanische Kind, das noch nicht zu superklug geworden ist, wird uns auf Befragen mitteilen können, wo eine Hexe wohnt, wie sie aussieht, wie sie sich kleidet und welch schreckliche Taten sie schon verrichtet hat. Natürlich werden diese Teufelinnen nicht mehr wie früher gefoltert, ver-

brannt oder aufgehängt, allein sie geraten doch manchmal wegen ihres unheilvollen Auftretens mit der Polizei in Berührung und müssen sich für den von ihnen angerichteten Schaden verantworten.

Vor einigen Jahren wurde Frau Mary Duncan in Louisville eingesperrt, weil sie ihre Nachbarin, Frau Regina Reisberg, mit einem großen Messer angegriffen hatte, da sie steif und fest glaubte, diese stehe mit dem Teufel in Verbindung und sei eine Hexe. So mußte Frau Duncan einmal einen ganzen Tag unaufhörlich niesen; sie fand angeblich, daß Frau Reisberg dreizehn Töpfe roten Pfeffers unter ihr Fenster gehängt habe. Auch wollte sie gesehen haben, wie die Frau mysteriöse Zeichen machte, als sie an ihrer Tür vorbeiging. Dann wollte sie erkrankt sein und nur durch die Gebete einer Freundin geheilt worden sein. Nicht genug, daß sich Frau Duncan in der Gewalt der Frau mit den geheimen Künsten befand, Frau Reisberg soll schließlich auch ihre Kraft an ihrem Gatten mehrmals zu erproben versucht haben. Angeblich solle die Zauberin dem Gatten der Verhafteten allerlei Geschichten erzählt haben, um ihn gegen Frau Duncan aufzuhetzen. Die Abergläubige wollte auch gewußt haben, daß, wenn ein Mann dreimal Ja zu einer Hexe sagt, er ein verhexter sei. Da die Duncan nun befürchtete, daß ihr Gatte die drei verhängnisvollen Worte aussprechen würde, so hatte sie ein

Tranchiermesser herbeigeholt und sich auf die Frau Reisberg, während diese zu Duncan sprach, gestürzt und sie so übel zugerichtet, daß sie nach dem Hospital gebracht werden mußte.

So passierte, wie mir eine alte, wahrheitsliebende Frau berichtete, vor einigen Jahren zu Washington in Ontario folgendes: „Eines Tages kam eine Hexe zu mir und bat mich um etwas Speise, die ich ihr aber verweigerte. Ärgerlich verließ sie das Haus, ging die Straße hinab und rief, indem sie drei Finger in die Höhe hob, die mir gehörenden Kühe zu sich. Als ich diese darauf molk, bemerkte ich, daß sie nur aus einer Zitze Milch gaben und daß die anderen drei trocken waren. Da sich dies am folgenden Tage wiederholte, zog ich einen bekannten Zauberer zu Rate, der dann die Kühe glücklich durch Sympathie kurierte.

Auch ein andermal, als eine meiner Kühe nur dicke Milch gab, wußte der Hexenmeister zu helfen. Ich mußte die Milch in eine auf dem heißen Ofen stehende Pfanne schütten und dann mit einer Peitsche so lange darauf schlagen, bis sie kochte; dadurch wurde die Kuh von ihrer Behexung befreit.“

Nach einem im „Tucson Citizen“ (Arizona) veröffentlichten Artikel fingen die Pima - Indianer erst an, an Hexen zu glauben, als sich die katholischen Missionare unter ihnen zeigten. Das erste Opfer des Hexenwahns war eine alte Frau, die

mit ihrer blinden Tochter in der Nähe von San Xavier wohnte. Sie war angeklagt, einen an ihrer Hütte vorbeifließenden Bach dadurch zerstört zu haben, daß sie mit ihren Händen Löcher in den Sand gewühlt hatte, in dem dann das Wasser verschwand. Für dieses Verbrechen wurde sie öffentlich verbrannt. Dies hatte nun den Medizinmännern solches Vergnügen gemacht, daß sie beständig auf der Jagd nach Hexen waren und jede Frau, die ihnen nicht gefiel, dem Feuer überlieferten. Als dies jedoch den Männern zu arg wurde, ergriffen sie einige jener Zauberer und verbrannten sie. Seit dieser Zeit gibt es keine menschlichen Hexen unter den Pimas mehr, dafür aber sind Pferde, Hunde, Kühe, Steine, Stöcke und Lumpen in den Geruch gekommen, hexen zu können.

Auch an Geistern, Gespenstern und Spukhäusern fehlt es in Amerika nicht, und haben es besonders die erstgenannten zu hohem Ansehen und zahlreichen Verehrern gebracht, die sich ihre Schwachheit durch Errichtung spiritualistischer Tempel und Besoldung predigender Medien jährlich ein schönes Stück Geld kosten lassen. Und die amerikanischen Geister sind auch außerordentlich vielseitig! Sie diktieren ihren Medien gute und schlechte Verse, redigieren mittels derselben Zeitungen, geben Auskunft auf alle erdenklichen Fragen und schicken ihren Lieblingen sogar seltene Delikatessen. Diese Sektierer, gewöhnlich Spiri-

tualisten genannt, bestehen aus Betrügern und Betrogenen; erstere gehen mitunter so plump vor, daß man die Leichgläubigkeit ihrer Anhänger, von denen viele in anderer Hinsicht wahrhaftig nicht auf den Kopf gefallen sind, kaum begreifen kann. Wer sich jedoch auf die Dummheit verläßt, baut trotz aller Versuche, Bildung und Aufklärung zu verallgemeinern, sein Haus nicht auf Sand.

Da die Amerikaner ähnlich wie die alten Deutschen in den Frauen etwas Göttliches sehen, so strömen sie deshalb auch scharenweise zu den vielen Wahrsagerinnen, um sich gegen klingende Münze in die Geheimnisse der Zukunft einweihen zu lassen. Jene Prophetinnen, deren Anzeigen in englischen und deutschamerikanischen Zeitungen manchmal eine halbe Spalte füllen, bewohnen mitunter hochelegante Räume und erfreuen sich besonders einer gut zahlenden Kundschaft unter der aristokratischen Damenwelt. Sie besolden Dienstmädchen, die ihren Ruf ausposaunen und sie mit den Geheimnissen ihrer Herrschaften bekannt machen, so daß diese bei einer etwaigen Konsultation ob ihrer Allwissenheit in das größte Erstaunen geraten.

Als ich vor einigen Jahren mit einem Freunde durch die Straßen Bostons wanderte, war ich erstaunt, an vielen Häusern ein Schild mit der Aufschrift „clairvoyant“ zu erblicken und machte die Bemerkung, daß die genannte Stadt den Ruf, die

gebildetsten Bewohner Amerikas zu besitzen, sicherlich nicht verdiene.

Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich dann, daß die Hellseherinnen Bostons Damen vom horizontalen Handwerke sind.

Auch mein Wohnort Evansville beherbergt mehrere dieser Zauberinnen und will ich der Kuriosität wegen die deutsche, in alle Häuser der Stadt geschmuggelte Geschäftskarte einer derselben hier wörtlich folgen lassen.

Das große Heil-Medium

Mrs. Martha Haffa

ist wieder zurückgekehrt.

Sie heilt Krankheiten jeder Art durch die wundervolle Kraft ihrer Hände, ohne den Gebrauch von Medizin. Beseitigt alle Schmerzen, Pein und Unruhe. Wenn Ihr des Nachts nicht schlafen könnt, und keine Ruhe habt, konsultirt sie und erhaltet sofort Erleichterung. Sie wendet auch die Massage-Behandlung an. Sie ertheilt auch Auskunft über Geschäfts-Angelegenheiten, Prozesse, verborgene Schätze, verlorene, abhanden gekommene oder gestohlene Sachen, vereinigt Getrennte, schlichtet Familien-Streitigkeiten, macht alte Liebhaber zurückkehren, macht Charms für Gesundheit, Liebe- und Glückssiegel, und Liebe- und Geschäfts-Charms. Sagt Ihnen die **Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.** Mrs. Haffa ist ohne Zweifel die beste Wahrsagerin in Amerika und wird täglich von den prominentesten Leuten zu Rathe gezogen. Konsultation **frei**; brieflich 2 Cents. Preise sehr mäßig. Kommt früh und vermeidet das Gedränge.

1123 Ost Franklin Straße, Evansville, Ind.

Diese Sorte Heilkünstler ist neuerdings durch die Sekte der Gebetsheiler (englisch „Christian scientists“) vermehrt worden. Dieselben berufen sich bei ihren Kuren auf die Bibel, in der doch klar und deutlich zu lesen ist, daß es Menschen gegeben hat, die durch Gebet und Handauflegen Krankheiten geheilt haben — warum nun soll es heute keine mehr geben? Diese Humbugger,

die bereits mehrere Zeitungen kontrollieren und sogar in New York eine Lehranstalt unterhalten, suchen zu gleicher Zeit auch ihren Ansichten einen wissenschaftlichen Anstrich zu geben, wobei sie sich hauptsächlich auf die Spekulationen des englischen Metaphysikers Berkeley berufen. Die Außenwelt ist für sie nur ein Phänomen und der Geist nur die einzige Realität. Auch Schmerz und Krankheit existieren in Wirklichkeit nicht, wenn man versteht, sie durch Denken und Glauben zu beseitigen. So hat auch nach ihrer Behauptung das Gift dann keine tödliche Wirkung, wenn wir nicht daran glauben.

Die praktischen Resultate der Gebetsheiler sprechen jedoch nicht zu ihren Gunsten; ja, einige derselben haben sich schon vor Gericht wegen unbefugter Ausübung des ärztlichen Berufes verantworten müssen. Trotzdem aber wächst die Zahl ihrer Anhänger von Tag zu Tag und zwar nicht nur in Amerika, sondern auch in Deutschland, wo man, wie die Zeitungen berichten, der neuen Heilmethode hauptsächlich in aristokratischen Kreisen eine Bedeutung beilegt, die einen veranlassen könnte, alle Bestrebungen zur allgemeinen Aufklärung für verfehlt zu erklären.

Simrock mutmaßt in seiner „Mythologie“, daß das Sieb das Symbol der altnordischen Sif gewesen sei, ohne jedoch dafür stichhaltige Gründe vorzubringen. Jene Göttin des Ackerbaues und der durch den Regen bewirkten Fruchtbarkeit

des Bodens ist, wie ihre anderen heidnischen Kolleginnen, mit der Zeit zu einer der vielen Hexen geworden, die sich des Siebes, eines bekannten arischen Luftfuhrwerks der Zauberinnen, bei ihren Ausflügen bedienten und damit Stürme erregten. In Hessen heißt man daher heute noch die Hexen „Wettermachersche“. Auch die klassischen Danaiden, jene geplagten Regengöttinnen, bewässerten nach Hesiod das trockene Argos mit ihren Sieben.

Da dem Siebe der Hexen eine übernatürliche Kraft zugeschrieben wurde, so ist seine Verwandlung in ein Divinationsmittel, durch das die Zukunft enthüllt und die Schuld oder Unschuld eines Angeklagten ausgefunden werden konnte, leicht erklärlich. In Griechenland hing man das Sieb an einem Faden auf, betete zu den Göttern und sprach dann die Namen der Personen aus, die im Verdachte einer verbrecherischen Tat standen. Sobald der richtige Name erwähnt wurde, geriet das Sieb in Bewegung. Auch der Kater in der Hexenküche des Goetheschen „Faust“ holt ein Sieb zur Ausfindung eines Diebes herbei.

A. Birlinger teilt im ersten Bande seines Werkes „Aus Schwaben“ folgendes teils nach einer alten Urkunde, teils nach einer mündlichen Überlieferung mit:

„Ein Diebsagen. Nim ein sip und stich an mitten dadurch ein spinnelein da an ein enspin und gib das zwein ze haben uf den vingern

gegeneinander unde bestelle alle die, hinz den du dich der Diebe versehest und sprich wieder ein: er ist hinne, der das hat verstolen, der andre sprech: ern ist (nicht) diu wort sprechen drei stunt und sprich den: nu seze ez Got uf den recht schuldegen und lege den ein salz uf das sip in dem namen des vaters, in dem namen des suns, in dem namen des hailigen gaistes, in dem namen aller Heiligen, in dem namen des heiligen cruzes und sprich den disiu wort in crincis veise:

pecto, pertho, pecho, perdo, pedo.

Diebsbann. Will man wissen, wer etwas gestolen hat, so nimmt man ein schefensib, stellt es aufrecht: sticht mit beiden Zinken der Scheere in den Rand; dann heben zwei Personen jede mit dem Zeigefinger, womit man die Scheere faßt, das Sib in die Höhe, und der dem nicht gestolen wurde, fängt an:

Paulus hat gestolen, im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes (dreimal); dann nennt man die vermeintliche Diebsperson und sagt: N. N. hat gestolen im Namen usw. (dreimal). Wendet sich das Sieb, so weiß man den Dieb; wendet es sich nicht, so probiert man einen Andern, auf den man Verdacht hat. Ein Weibsbild kann es auch sein und man verfährt gerade so.“

„Nicht mehr üblich“, schreibt Dr. O. Weise im 7. Heft der „Mitteilungen des Geschichts- und altertumsforschenden Vereins zu Eisenberg“ (Eisenberg 1892), „ist in unserer Gegend die

früher stark verbreitete Koskinomantie, d. h. die Kunst durch Siebdrehen oder Sieblaufen verborgene Übeltäter zu entdecken. Einen Fall derart aus unserer nächsten Nähe vom Jahre 1559 teilt Löwe in seiner „Geschichte der Kirchen und Schulen des Herzogtums Sachsen-Altenburg“ (1888. 22. Lieferung, S. 75) mit. Es betrifft unsern Nachbarort Hainspitz. Dort wurden im genannten Jahre der Pfarrer Johann Forezsch (Fortsch, Förtsch) und der Schöffe beauftragt, das Weib des Schultheißen zu bekehren, welche sich mit Zauberei beschäftigte. Bei der Koskinomantie faßte die weise Frau ein Sieb zwischen die Mittelfinger und nannte unter Hersprechung einer Formel die Namen der verdächtigen Personen und bei der Nennung des Täters fing das Sieb sich zu drehen und zu schwingen an. Auch zum Weissagen wurde das Sieb angewandt, zur Erkundung, wer der Freier eines Mädchens sein würde. Bei den alten Griechen, die sich gleichfalls des Siebes bedienten (vergl. Theokrit III, 28, 31), besonders bei Diebstahl und um den Grund der Zuneigung einer geliebten Person zu erfahren, wurde es an einem Faden aufgehängt.“

In Ostpreußen, Schlesien, Bayern, Böhmen und Tirol bedient man sich heute noch vielfach jenes Auskunftsmittels. In letztgenanntem Lande ist es unter dem Ausdruck „Sieblaufen“ bekannt.

In Neuengland wandte man früher das Sieborakel zur Entdeckung der Hexen an. Zwei

Mädchen steckten eine geöffnete Schere in ein Sieb und balancierten es auf ihren Fingerspitzen; dann wurden nach Nennung des heiligen Paulus und Petrus die Namen der verdächtigen Personen ausgerufen und sobald der des Missetäters erschallte, drehte sich das Sieb. Dieser Gebrauch, dessen Butler im „Hudibras“ mit den Worten: „Th' oracle of the sieve and shears that turns as certain as the spheres“ gedenkt, hatten die Engländer nach Amerika verpflanzt, woselbst er bis auf den heutigen Tag noch nicht ganz ausgestorben ist. Besonders bedienen sich die Neger desselben mit Vorliebe. In „Lippincotts Magazine“ vom Dezember 1891 lesen wir folgendes:

„Man stellt zwei Stühle mit den Rücken gegeneinander und setzt ein Sieb darauf; dann hebt der Zauberer, der gewöhnlich ein bei seiner Kirchengemeinde gut angeschriebener Mann ist, die Hände in die Höhe, tritt in die Nähe des Stuhles und singt:

„By Saint Peter, by Saint Paul,
By the Lord who made us all,
If — — did so and so,
Turn, sifter, turn and fall.“

Bei der Namensnennung des Übeltäters fällt das Sieb geräuschvoll zur Erde.

Wenn man sich in Griechenland gegen den Alp, der sich in der Nacht den Schläfern auf die Brust setzt und ihnen das Gesicht zerkratzt, schützen will, so braucht man demselben nur ein Sieb vorzuhalten und ihm anzubefehlen, die

Löcher desselben zu zählen; da er dabei nicht über die Zahl zwei hinauskommt, so wird er nie fertig. In der Rechenkunst scheinen die nächtlichen Unholde und Unholdinnen überhaupt schlecht bewandert zu sein und sich, wenn sie Proben derselben ablegen sollen, leicht aus dem Felde schlagen zu lassen. Der Böhme, der seinen Viehstall vor Hexen bewahren will, legt einfach ein großes Rasenstück, das keine Löcher zum Durchschlüpfen hat, vor die Türe und befiehlt der Zauberin, die Grashalme desselben zu zählen; ehe sie jedoch mit dieser Arbeit fertig ist, ist die Geisterstunde verflossen und die Macht der Hexe gebrochen.

Auch bei den amerikanischen Negern gilt das Sieb als wirksames Mittel zur Abwehr unheimlichen Besuchs. Im „Journal of American Folk-lore“ (p. 145, vol. XII) lesen wir: „Jede Nacht kam eine schwarze Katze und setzte sich auf die Brust eines Mannes. Demselben wurde gesagt, jenes Tier sei eine Hexe, die er dadurch fangen könne, daß er ein Sieb neben sich lege und eine Gabel so hineinsteche, daß die Zinken nach oben gerichtet seien. Der Mann befolgte den Rat und als in der folgenden Nacht die Katze in das Sieb sprang, blieb sie in der Gabel hängen und verletzte sich. Am nächsten Morgen stellte es sich heraus, daß eine benachbarte Frau plötzlich erkrankt und an derselben Stelle der Brust verwundet war, an der sich die Katze gestochen hatte.“

Zur Ausfindung eines Diebes wurden früher auch ein Erbschlüssel und eine Erbbibel gebraucht.

In H. Stahls „Westfälischen Sagen“ (Elberfeld 1831) lesen wir: „Der Erbschlüssel wird in eine Erbbibel gelegt, so daß das Kreuz des Schlüssels auf die Stelle Johannes ‚im Anfang war das Wort‘ zu liegen kommt, der Ring des Schlüssels aber aus dem Buche hervorsieht. Nun binden sie dieses fest mit Faden zu und hängen es mit dem Ende des Fadens an die Decke des Zimmers auf; dann faßt jeder von zweien unter den Ring des Schlüssels, hält ihn lose und der Beschädigte fragt: ‚Ist eine Hexe an meiner Kuh gewesen?‘ Hierauf muß der andere nein antworten, der Beschädigte aber ja erwidern, und so setzen beide, der eine ja, der andere nein eine Zeitlang fort. Ist nun die Kuh wirklich behext, so beginnt die Bibel sich im Kreise zu drehen, und darauf wird weiter gefragt. Fiel aber keine Hexerei vor und wird nach der unrechten Hexe gefragt, so bleibt die Bibel unbeweglich und dreht sich nicht.“

O. Schell teilt in seinen „Bergischen Sagen“ folgendes mit:

„Bei einem (Elberfelder) Bauern vorm Holz wurden einst Kleider entwendet. Der Verdacht, diesen Diebstahl ausgeführt zu haben, lenkte sich zunächst auf die Magd. Als diese das merkte, sprach sie: ‚Ich will euch den wahren Täter ent-

decken helfen!' Sie nahm einen Schlüssel, legte ihn in die Bibel und umwand diese so fest mit einer Schnur, daß der Schlüssel nicht herausfallen konnte. Die beiden Enden des Strickes aber, an welchen die Bibel hing, band sie an den Tisch und an einen Nagel an der Wand. Nun nannte sie die Namen sämtlicher Bewohner des Hauses. Eine Weile lag die Bibel ganz ruhig. Als sie aber an den Rechten kam, drehte sich das heilige Buch herum. Man hielt bei ihm Haussuchung und fand wirklich die gestohlenen Sachen."

In Neuengland wurde zur Entdeckung eines Diebes ein Schlüssel auf einen bestimmten Abschnitt der Bibel gelegt und nach kurzer Zeit wieder weggenommen; dann band man das Buch fest zu und hing es mit dem Schlüssel an einen Nagel, wobei einer der Anwesenden den Namen des mutmaßlichen Diebes dreimal ausrief und ein anderer jedesmal „if it turns to thee, thou art the thief" sprach. Sobald der Name des wirklichen Diebes genannt wurde, bewegte sich der Schlüssel.

Die Bewohner der Alleghanies in Nordamerika setzen heute noch großes Vertrauen auf dieses Auskunftsmittel, so auch die Neufundländer. Letztere huldigen auch manchmal folgendem Gebrauche: Sie versammeln sich an einem Abend in einer Scheune und stecken einen gut krähenden Hahn in einen rußigen, umgestülpten Kochtopf; dann wird das Licht ausgelöscht und

alle müssen sich entfernen. Nach einiger Zeit geht einer nach dem andern in die Scheune zurück und berührt das genannte Gefäß mit der Hand. Sobald der Hahn kräht, ist der Dieb entdeckt. Als einst, wie im 9. Bande des „Journal of American Folk-lore“ berichtet wird, der Hahn stumm blieb, zwang man alle, ihre Hände zu zeigen; dabei stellte es sich denn heraus, daß die Hand desjenigen, der im Verdachte des Diebstahls stand, ganz rein war und daß er also den Topf nicht berührt hatte. Nähere Untersuchungen ergaben, daß er wirklich der Schuldige war.

Das Bannen der Diebe, so daß sie stehen bleiben und ihren Raub herausgeben müssen, kommt meines Wissens nur in Cambria County im Staate Pennsylvanien vor und wird nur von eingewanderten oder dort geborenen Deutschen ausgeführt. Einige dieser Zauberer erfreuen sich sogar eines weit verbreiteten Rufs.

Der segenspendende Zauberstab des Hermes verwandelte alles, das damit berührt wurde, in Gold und wird daher nicht mit Unrecht als Urbild der überall bekannten Wünschelrute betrachtet, mittels deren die Europäer des Mittelalters und die Amerikaner der Neuzeit in der Erde verborgenes Metall und Wasser, sowie gelegentlich auch Diebe, Mörder, Hexen und verirrtes Vieh zu entdecken und echte Reliquien von unechten zu unterscheiden suchten. Meistens aber wandte man jenes Instrument zur Auffindung von Quellen

an, weshalb es auch in der Schweiz den Namen „Brunnenschmeckerin“ führt. Die Wünschelrute ist in dieser Hinsicht also ein modernes Seitenstück zu dem Stabe, dessen sich Moses bediente, um Wasser aus einem Felsen zu schlagen. Ihre nahe Beziehung zum Wasser wird auch gelegentlich in der altnordischen Mythologie angedeutet; als das Riesenweib Gridur dem Gotte Thor außer einigen anderen Wunschdingen auch ihren Zauberstab lieh und dieser damit den Fluß Wimur überschritt, stieg das Wasser desselben plötzlich so hoch empor, daß es ihm bis an die Schultern reichte und er nur mit großer Anstrengung ans Ufer gelangte.

Auch das folgende Märchen weist auf die engen Beziehungen der Wünschelrute zum Wasser hin.

„Unweit Meiningen lebte ein gewaltiger Wasserriese, der tagelang zum Zeitvertreib die Wellen schlug, daß sie hoch aufspritzten, und der zu seiner Zerstreuung mächtige Wassersäulen bildete, indem er mittels des Mundes und der Nase Wasser aufblies und in riesenhaften Bögen niederfallen ließ. Blickten dann die Sonnenstrahlen auf die Wasserbögen und brachen sich in den tausend runden Tröpfchen, so daß alle sieben Regenbogenfarben entstanden, so jubelte er vor Freude hell auf. Er war im Besitz großer Wasserstiefel, die er während des Sommers, wenn die Gewässer ruhten und die Stürme schwiegen,

auszog und in der Gegend von Schmalkalden niedersetzte zum Zeichen, daß Ruhe und Stille herrschen sollte. Nach seinem Tode blieben sie dort und versteinerten.

Neben den Stiefeln trug er einen riesigen Wanderstab von einem Haselstrauch, dessen er sich bei dem Ordnen der Gewässer mit Nutzen bediente. Stieß er damit in die Erde, so entstand im Innern ein donnerähnliches Getöse und bald darauf entquoll der Stelle ein nie versiegender Quell, dem er mit dem Zauberstab den Weg andeutete.

Auf diese Weise hat die Hasel, ein Nebenfluß der Werra, ihr Dasein und ihren Namen erhalten.“ (Fr. Warnke, Pflanzen und Sitte, Sage und Geschichte. Leipzig 1878.)

Die Bezeichnung „Wünschelrute“ erinnert an den Wunschgott Wotan; der Umstand hingegen, daß sie aus einer Haselstaude besteht, bringt sie mit Thor, dem dieselbe heilig war, in Verbindung. Daß der Haselgerte geheime Kräfte eigen sind, schien schon der biblische Erzvater und Erzgauner Jakob gewußt zu haben, da er sie mit Erfolg benützte, um seinen Schwager Laban bei dem bekannten Schafhandel zu betrügen. Mit einem Haselstock peitschten auch die Hexen das Wasser, um Stürme hervorzurufen. In Pennsylvanien vertreibt man die Klapperschlangen damit. Nach früherem, leider nicht auf zuverlässigen Tatsachen beruhenden Glauben konnte man sogar

entfernte Personen mit der Haselgerte durchprügeln. Deutsche Bauern hängen sie zuweilen in den Ställen auf, um ihren Viehstand zu verbessern. Ein Blitz schlägt niemals in einen Haselbusch ein, selbst wenn während eines Gewitters der sündhafteste Mensch darin Zuflucht gesucht hat.

Die Wünschelrute, die mit einem Feuerstein an einem hohen Festtage geschnitten werden muß, besteht aus einem gabelförmigen Zweig, der bei der Anwendung so getragen wird, daß die beiden Enden in den Händen gehalten werden und die Verbindungsstelle beider Zweige nach oben gerichtet ist. Kommt man nun an die Stelle des Erdbodens, wo sich das gesuchte Metall oder Wasser befindet, so dreht sich die Rute nach unten. Derjenige, der sie handhabt, darf weder Eisen noch Gold bei sich tragen.

Die alten Puritaner Neuenglands bedienten sich der Wünschelrute zur Auffindung von Wasser und vergrabenen Schätzen. So waren im 17. Jahrhundert auf dem Landgute des katholischen Davenport zu Boylston in Massachusetts einstmals dreißig Personen beschäftigt, um beim Mondschein nach den dort versenkten Goldstücken eines notorischen Piraten zu graben. In der Mitte war ein großer Tisch aufgestellt, auf dem ein rostiges Schwert und eine aufgeschlagene Bibel lagen. Der auf der Tischkante sitzende Zauberer gab mit einem langen Haselstock die Stellen an, an denen sich das Gold befinden sollte; wenn es aber nach

langem Graben nicht zum Vorschein kam, so erklärte er, daß das unterirdische Gold die Kraft besäße, seinen Platz nach Gutdünken zu wechseln. Um nun sicher zu gehen, wurde jeden Tag eine Taube geschlachtet und das Blut derselben auf die Stelle getröpfelt, wo das Gold zu finden sei. Einstmals stieß ein Arbeiter mit seiner Schaufel auf einen schweren eisernen Kessel und vernahm das Geklirr des darin enthaltenen Goldes; doch als er denselben ans Tageslicht ziehen wollte, vernahm er plötzlich das Geknatter unzähliger Gewehre, was ihm solche Angst einjagte, daß er in Ohnmacht fiel. Leider vermochte er später die Glücksstelle nicht mehr genau anzugeben.

Vor ungefähr dreißig Jahren wurde in den Staaten Ohio, Pennsylvanien und New York die Wünschelrute häufig in Anwendung gebracht, um Naturgas oder Petroleum zu entdecken. Die Leute, welche vorgaben, mit jenem Instrumente umgehen zu können, offerierten öffentlich ihre Dienste gegen einen bestimmten Prozentsatz des Ertrages, so daß also die Unternehmer nicht die geringste Gefahr liefen, durch sie betrogen zu werden. Diese dowsers oder diviners, wie sie auf Englisch heißen, gebrauchten häufig statt der Haselgerte Zweige von Apfel- oder Pfirsichbäumen; einige benutzten sogar Drähte.

Nach einem amerikanischen Historiker sollen Jon Smith, der Gründer des Mormonentums, und sein Vater längere Zeit das Geschäft, mittels der

Wünschelrute Wasser zu entdecken, betrieben und viele Farmer um ihr Geld betrogen haben.

Als Gold in Kalifornien gefunden wurde und die modernen Argonauten scharenweise gen Westen zogen, schlossen sich ihnen die Ritter der Wünschelrute an und verstanden es auch, lohnende Beschäftigung zu finden. Dieselben gebrauchten bei der Ausübung ihrer Kunst zuweilen einen „magischen“ Stein, dessen Form irgend einem Gliede des menschlichen Körpers glich.

Daß die Haselgerte heute noch zur segenbringenden Wünschelrute werden kann, wird jeder echte Schulmeister bezeugen; wenn er damit auch gerade keine Schätze für sich zu Tage fördert, so bringt er doch durch gewissenhafte und zeitgemäße Anwendung auf scheinbar unfruchtbarem Boden Tugenden und Eigenschaften hervor, die edler sind als alle edlen Metalle.

Zu Charleston in Südkarolina existiert unter den Negern eine geheime Sekte, deren Mitglieder sich die „neuen Adventisten“ nennen und die sich hauptsächlich mit Schatzgräberei beschäftigen. So hatten sie im Jahre 1900 in der Nähe genannter Stadt ein tiefes Loch unter ein Eisenbahngleis gegraben und eine Kiste gefunden, die jedoch kein Gold, sondern den Leichnam eines Negers enthielt. Als sie nun in ihrer Arbeit fortfuhren, überraschte sie ein Bahnwärter und sorgte dafür, daß sie der Strafe nicht entgingen. Oft hat der Leiter jener Sekte eine göttliche Eingebung, daß

an einer bestimmten Stelle Schätze zu finden seien. Seine Leute sind natürlich gleich bereit, nächtliche Grabungen vorzunehmen; allein da sie dabei stets durch die Polizei gestört werden, so sind sie alle heute noch so arm wie früher. Der Führer der schatzgrabenden Neger liest seinen Anhängern während der Arbeit einige Abschnitte aus der Bibel vor.

III.

Da, wo sich der Deutsche in Amerika ansässig gemacht hat, ist er auch darauf bedacht gewesen, daß der Osterhase daselbst zur rechten Zeit ein Nest fand und gefärbte Eier hineinlegte. In den von Deutschen besiedelten Distrikten New Yorks gehen die Kinder am Ostermontage, trotzdem dies kein gesetzlicher Feiertag ist, nicht in die öffentliche Schule, und da die Lehrer den Grund ihrer Abwesenheit genau kennen, so entschuldigen sie sie gerne, wissen sie doch, daß sich die Kinder am folgenden Tage mit fröhlichen Gesichtern wieder einfinden.

Da in den großen Städten Amerikas der Grund und Boden zu teuer ist, um hinter jedem Hause Raum für ein Gärtchen, in das sich ein zierliches Nest bauen läßt, zu haben, so erwartet man, daß der flinke Osterhase die vielen Treppen der Mietskasernen hinaufläuft, die vielen Zimmer aufsucht und sich hinter Schränken und unter Bettstellen

seines Geschenkes für die Kinder entledigt. Diese Sitte hat nun den Amerikanern so gefallen, daß sie dieselbe seit geraumer Zeit zu der ihrigen gemacht und auch zugleich geschäftlich ausgebeutet haben. Vor dem Osterfeste sieht man in vielen Schaufenstern künstliche und auch natürliche Kaninchen, umgeben von gefärbten Eiern, die teils echt sind, teils aus Konfekt oder Porzellan bestehen. Meist ist das in den Kaufläden ausgestellte Osterei ein künstliches Produkt, das vielleicht aus Paris importiert und nur bestimmt ist, den Nipptisch reicher Protzen zu zieren.

In Pennsylvanien beschenken sich die Kinder auf Ostern mit bemalten Eiern und mit Osterhasen, die ihre Mutter aus Tuch zusammengenäht und mit Wolle ausgestopft hat.

Die Armenier in Boston glauben, daß die Sonne am Ostermorgen einen Tanz aufführe. Die jungen Leute versammeln sich an genanntem Feste auf einem Kirchhofe und suchen sich wie die Kinder in einigen Gegenden Deutschlands die zur Erinnerung an das Blut Jesu rotgefärbten Eier dadurch abzugewinnen, daß sie die Spitzen derselben zusammenstoßen und daß derjenige, dessen Ei dabei zerbricht, der verlierende Teil ist.

Die ernsten, jedem rauschenden Vergnügen abholden Puritaner Amerikas fanden niemals Geschmack an den mit dem Neujahr verknüpften Festlichkeiten, denn dieselben erinnerten sie zu sehr an die altheidnischen Gebräuche, denen ein

echter Christ, der das Himmelreich erwerben will, nicht huldigen darf. Hingegen feierten die Holländer New Yorks das Neujahr auf das glänzendste und sorgte besonders der lebenslustige Gouverneur Peter Stuyvesant durch sein Beispiel dafür, daß viele alte Sitten, darunter auch der Gebrauch, allen Frauen durch einen herzhaften Kuß ein fröhliches Neujahr zu wünschen, nicht vergessen wurde.

In der Regel feiern jetzt nur noch die Deutschamerikaner den Sylvesterabend durch munteres Zusammensein und fleißiges Trinken; allein auch diese fangen allmählich an, jene Zeit ruhig verstreichen zu lassen und sich damit zu begnügen, ihren guten Freunden und Nachbarn durch eine bunt bedruckte und mit zarten Sprüchlein bedeckte Karte alles Gute für das neue Jahr zu erbitten. Da nun auch der Gebrauch eingerichtet ist, auf Weihnachten den Segen für seine Freunde zu erflehen, so ist neuerdings der stets praktische Amerikaner auf die Idee gekommen, Doppelkarten für beide Feste herzustellen, so daß also nun der Gratulant zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen und somit Zeit und Geld sparen kann.

Geschossen wird natürlich auch in Amerika am Sylvesterabend, aber nicht, um etwa Hexen und sonstige böse Geister zu vertreiben, sondern einfach um Lärm zu machen. Jeder amerikanische Käsehoch, der etwas auf sich hält und der einmal

Präsident der Vereinigten Staaten werden will, hat selbstverständlich seinen Revolver; und wenn er sich mit demselben am Neujahrstage oder am 4. Juli gelegentlich einige Finger abschießt, nun, so erträgt er diesen Verlust ruhig, hat er doch seine patriotische Pflicht erfüllt.

In Kanada zogen früher am Sylvesterabend maskierte Leute von Haus zu Haus, brachten den Bewohnern ein Ständchen und erwarteten dafür Eßwaren zum Geschenk; besonders willkommen war ihnen ein Stück Schweinefleisch mit dem Originalschwanz, das sie la chignée nannten.

Ein mit Plattfüßen behafteter Kanadier, der am Neujahrstag ein fremdes Haus betritt, bringt demselben Glück. Sonst geht man Plattfüßlern gern aus dem Wege; in Kärnten hält man sie sogar für Alpe.

Der in Amerika allgemein gewordene und aus England importierte Gebrauch junger Leute, am Valentinstag (14. Februar) die Geliebte durch eine Karte oder einen Zettel von ihren Gefühlen in Kenntnis zu setzen, stammt ursprünglich aus Rom, wo die Jünglinge zur Zeit der Luperkalien die Namen der heiratsfähigen Mädchen auf ein Stück Pergament schrieben, diese Stücke in einen Helm warfen und dann mit verbundenen Augen herauszogen, so daß jeder die ihm bestimmte Schöne, der er während der genannten Festzeit seine Aufmerksamkeit zu widmen hatte, mit orakelhafter Bestimmtheit ausfand.

Diese romantische Sitte erfreute sich nun später des Beifalls der himmelssüchtigen Christen nicht und die Priester drangen darauf, die Namen der Mädchen durch die der Heiligen zu substituieren, um so jedem jungen Manne ein Vorbild für sein künftiges Leben zu empfehlen. Allein da hier jede Poesie in Wegfall kam, so blieb die Sache beim alten.

Die englische und französische Literatur des Mittelalters gedenkt häufig der Sitte junger Leute, am Valentinstag, an dem sich ja auch jedes Vogelmännchen ein Weibchen wählen soll, durch irgend ein Zeichen zu erforschen, welches Mädchen ihm für das kommende Jahr oder das ganze Leben zum „Valentine“ oder Schatz bestimmt sei. So läßt Shakespeare die arme Ophelia im „Hamlet“ singen:

„To-morrow is St. Valentine's day,
All in the morning betime,
And I a maid at your window
To be your valentine.“

Der zum Heiligen der Verliebten gestempelte Valentin wird in der Profanliteratur häufig als ein geistlicher Don Quijote hingestellt, der umherreiste, um beleidigte Jungfrauen zu rächen, arme brave Mädchen mit reicher Mitgift auszustatten, verlassene Witwen zu trösten und eheliche Verbindungen anzubahnen. In Wirklichkeit aber verhielt es sich mit jenem römischen Heiligen anders; doch da derselbe in Frankreich und Spanien einige

Doppelgänger hat und jedem merkwürdige Geschichten zugeschrieben werden, so ist es nicht gut möglich, ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Als Glaubenseiferer soll er sogar in Rom die Prätorianer zum Christentum bekehrt haben und dafür zum Tode verurteilt worden sein. Als echter Heiliger hat er natürlich auch Wunder getan; so hat er die Ratten aus Rom und Paris verscheucht und einst einem kranken Jüngling die zu seiner Verheiratung nötige Gesundheit verschafft.

Die früher in England mit dem Valentinstage verknüpften Gebräuche waren mitunter kostspieliger Natur, doch sind sie dort wie auch in Amerika allmählich einfacher geworden, indem sich die jungen Leute damit begnügen, ihren Gefühlen durch die Absendung eines bemalten und mit Versen versehenen Zettels Ausdruck zu verleihen. Natürlich wird bei dieser Gelegenheit viel Scherz getrieben und den Adressaten mitunter derb die Wahrheit gesagt, denn die Auswahl dieser Episteln, womit ein schwunghafter Handel getrieben wird, ist sehr groß und jedem Bedürfnis entsprechend. Da gibt's „Valentines“ für alte, runzlige und mannstolle Jungfern, für eitle Modenärrinnen und sentimentale Schwärmerinnen, für verwahrloste Junggesellen mit knopflosen Hemden und zerrissenen Hosen, für heimliche Schnapssäufer und pharisäerhafte Betbrüder, für schmutzige Geizhälse und leichtsinnige Verschwender — kurz-

um für jedes Alter und Geschlecht, für jede gute und böse Eigenschaft. Selbst die kleinen Kinder in Amerika finden großen Gefallen daran, ihre Kameraden durch Übersendung eines solchen Zettels zu erfreuen oder auch zu necken; zur Ersparung des Portos legen sie denselben abends in das Haus des Adressaten, klopfen dann laut an die Türe und eilen fort.

Die Herstellung dieser „Valentine“ bildet in Amerika bereits einen bedeutenden Industriezweig, der jährlich mehrere tausend Leute beschäftigt.

In Deutschland wird der Valentinstag wenig beachtet und hält man ihn, da Judas Ischariot an demselben geboren sein soll, für einen Unglückstag.

Das junge Volk will heiraten; besonders hat die Aussicht, den alten Jungfern zugezählt zu werden, wenig Verlockendes für das Mädchen. Beim Heiraten aber ist die größte Vorsicht zu empfehlen und als der deutschamerikanische Pastor Johannes Gantenbein am 20. August 1898 im „Evansville Demokrat“ anzeigte, in der reformierten Kirche eine Predigt über das Thema „Wie verhängnisvoll dem Menschen Landwirtschaft, Viehhandel und Heirat werden kann“, dürften die jungen Leute, da man in Evansville wenig Landwirtschaft und Viehhandel treibt, wohl hauptsächlich deshalb in sein Tempelchen geströmt sein, um die Ratschläge eines erfahrenen Mannes betreffs der ehelichen Verbindung anzuhören.

Allein da nicht jede amerikanische Stadt so glücklich ist, solch einen originellen und vielseitigen Seelsorger in ihrem Weichbilde zu beherbergen, so sind die meisten jungen Leute, die ihre Herzensgeheimnisse nicht an die große Glocke hängen wollen, immer noch darauf angewiesen, hinsichtlich ihrer ehelichen Zukunft geheime Orakel zu befragen.

Das im 18. Jahrhundert in England erschienene Volksbuch „The History of Mother Bunch of the West“ ist nun reich an einschlägigen Auskunftsmitteln; doch wollen wir dahier nur dasjenige anführen, dessen sich heute noch die schönen Amerikanerinnen mit Vorliebe bedienen. „Nimm“, heißt es in jenem Werkchen, „eine St. Thomas-Zwiebel, schäle sie, wickle sie in ein Taschentuch, lege dies unter das Kopfkissen, ziehe ein reines Kleid an, hüpfe ins Bett, strecke beide Arme aus und sprich:

Good St. Thomas, do me right,
And bring my love to me this night,
That I may view him in the face
And in my arms may him embrace.

Nach dem ersten Schlafe wirst du den sehen, der dir zum Ehegemahl bestimmt ist; wenn er dich küssen will, so verwehre es ihm nicht, sondern fasse ihn in deine Arme und halte ihn fest, denn er ist es.

Auch die Mädchen Süddeutschlands wandten sich früher in ihrer Herzensnot an den heiligen

Thomas. Die Jungfrau, welche dort ihren Liebsten oder zukünftigen Gatten herbeizaubern wollte, stellte sich in der Thomasnacht auf ein Brett, das aus der Bettstelle genommen war, und sprach dazu:

„Liebes Bett, ich tritt dich,
Heiliger Thomas, ich bitt' dich,
Daß mir in dieser Nacht erschein'
Der Herzallerliebste mein!"

Die Amerikanerin, die sich ein vierblättriges Kleeblatt in den Schuh steckt und das Haus verläßt, gibt sich der Hoffnung hin, daß der erste junge Mann, dem sie begegnet, sie später an den Traualtar führt. Häufig zieht sie auch das Gänseblümchen zu Rate und zwar in derselben Weise wie Fausts Gretchen.

Die Bewohnerin Kanadas, welche eine leidenschaftliche Katzenverehrerin ist, wird einsam durchs Leben wandern müssen. Wenn im genannten Lande ein Mädchen eine Stahlfeder fallen läßt und dieselbe im Boden stecken bleibt, so beobachtet sie genau die Richtung des Halters, denn dieselbe zeigt die Wohnung ihres Zukünftigen an.

Gern bedient sich die Amerikanerin folgenden Omens: Sie legt zwei Apfelkerne, wovon sie einem ihren Namen und dem anderen den ihres Geliebten gibt, auf eine heiße Ofenplatte; nähern sie sich nun infolge der Hitze, so bedeutet es Glück; entfernen sie sich jedoch immer mehr voneinander, so sind die Aussichten weniger günstig.

Ein ähnlicher, auch in Schottland bekannter und von Robert Burns in einem Gedichte erwähnter Gebrauch ist folgender: Jünglinge und Jungfrauen werfen Nüsse in das offene Herdfeuer und sprechen dabei:

„If he loves me, pop and fly,
If he hates me, live and die.“

Zerplatzt also die Nuß, so geht der Wunsch in Erfüllung; verbrennt sie aber ruhig, so ist jede Hoffnung verloren.

Wenn eine Amerikanerin ein fremdes Bett besteigt, so gibt sie vor dem Einschlafen jedem der vier Pfosten den Namen eines ihr willkommenen Freiersmanns; der Bettpfosten nun, den sie beim Erwachen zuerst erblickt, gibt ihr die gewünschte Auskunft.

In den Gebirgsgegenden von Nordkárolina, wo im allgemeinen noch sehr primitive Zustände zu herrschen scheinen, legt die heiratslustige Jungfrau in der ersten Mainacht ihr Taschentuch auf das Gras einer Wiese und hofft dann am nächsten Morgen die Anfangsbuchstaben des Namens ihres Zukünftigen darauf zu finden. Ein ähnlicher Gebrauch ist auch in Irland im Schwange, doch gibt man dort stillschweigend zu, daß jene Buchstaben, zu deren Entzifferung eine von blinder Liebe beeinflußte Phantasie gehört, von Schnecken herrühren, die in der Nacht über das Taschentuch gekrochen sind.

Manchmal begibt sich auch die Amerikanerin in früher Morgenstunde an eine Quelle, blickt, indem sie derselben den Rücken kehrt, in einen Spiegel und erwartet dann zuversichtlich, den ihr zugedachten Gemahl aus dem Wasser emporsteigen zu sehen.

In einigen amerikanischen Südstaaten nimmt die junge Dame ein hartgesottenes Ei, hebt mit einem Löffel den Dotter heraus, füllt den leeren Raum mit Salz aus und ißt es; nun erwartet sie, daß ihr in der folgenden Nacht der Geliebte erscheint und ein Glas Wasser reicht. Manchmal nimmt sie auch die Blätter eines Mistelzweigs, reiht sie an einen Faden und hängt sie, nachdem sie jedem den Namen eines ihr zusagenden Jünglings gegeben, vor dem Feuer auf; das Blatt, das sich nun infolge der Hitze zuerst zusammenrollt, gibt ihr die erwartete Auskunft.

Der Liebespulver bedienen sich hauptsächlich die Amerikaner spanischer Abkunft. Das am Rio Grande gebräuchlichste ist folgendes: Man tötet ein Kaninchen, sticht ihm die Augen aus, trocknet sie, malt sie zu Pulver, steckt dieses in eine Zigarette und gibt diese einer jungen Dame mit der Bitte, sie zu rauchen. Ein gemahlener Kartoffelkäfer auf dieselbe Weise gebraucht soll auch die gewünschte Wirkung haben.

Will die Amerikanerin sicher in den Hafen der Ehe einlaufen, so hat sie dazu in einem Schaltjahre die günstigste Gelegenheit. Sie hat alsdann

das durch langjährigen Gebrauch geheiligte Vorrecht, irgend einen jungen Mann zu Hause zu besuchen, ihm die Cour zu schneiden und ihn auf einen Ball oder in ein Konzert zu führen, wobei sie jedoch die Pflicht übernimmt, alle dadurch entstehenden Unkosten selber zu bestreiten und auch dafür zu sorgen, daß ihr Gast wieder zu Hause wohlbehalten anlangt. Wenn sie diesem nun bei solcher Gelegenheit einen Heiratsantrag macht, so bereitet sie ihm dadurch keine Überraschung.

In Piermont setzt sich die Jungfrau am Neujahrstage oder am 6. Januar vor die Haustüre und wirft mit dem Fuße einen Pantoffel über ihren Kopf. Fällt er zur Erde mit der Spitze gegen die Türe gerichtet, so wird sie innerhalb eines Jahres Braut; im andern Falle aber muß sie sich noch länger gedulden. Dies Schuhwerfen, dessen sich zuweilen auch einige Amerikanerinnen bedienen, war übrigens schon den alten Ägyptern bekannt, wie J. Ebers in seinem Roman „Die Nilbraut" erzählt. Die jungen ägyptischen Mädchen belustigten sich damit, daß jede einen Schuh über ihren Kopf warf. Flog er über einen vorher gezogenen Kreidestrich, dem die Werfende den Rücken kehrte, so bekam sie bald ihren Geliebten zum Mann; blieb er zwischen ihr und der gezogenen Grenze liegen, ohne sie zu erreichen, so hatte sie sich noch zu gedulden oder mußte mit einem Gefährten vorlieb nehmen, der ihr nicht paßte.

Der Schuh steht bekanntlich vielfach in enger Beziehung zum Wohl und Wehe des Braut- und Ehestandes. In Krain wirft der junge Ehemann in der Brautnacht seinen Schuh in die Höhe; fällt er mit der Spitze nach der Wand gerichtet auf den Boden, so stirbt er zuerst; weist die Spitze des Schuhs aufs Bett, so muß die Frau zuerst das Zeitliche segnen. In Sachsen-Altenburg dürfen sich die Liebenden keine Schuhe schenken, weil dadurch die Liebe „zerlatscht“ wird.

Der Schuh ist das Sinnbild männlicher Herrschaft. Sobald die Frau die ihr vom Manne geschenkten Schuhe anzog, war sie nach altgermanischem Rechte demselben untertänig. In der Sage vom König Rother wird erzählt, wie er der Königstochter in Konstantinopel, um die er unerkannt wirbt, ein Paar prächtiger Schuhe schickt; nachdem sie dieselben angelegt, war sie listigerweise in Rothers Gewalt gebracht.

L u t h e r gab dem jung verheirateten Manne den Rat, zum Zeichen seiner Autorität den Schuh stets an das Kopfende des Bettes zu stellen.

Der englische Dichter H e y w o o d läßt einen seiner Helden wünschen, man solle einen alten Schuh hinter ihm herwerfen, weil dies Glück bringe. Die junge Braut mit alten Schuhen und anderen Wurfgeschossen zu bombardieren war früher in Deutschland, England und Amerika ein viel verbreiteter Gebrauch, der Glück im Gefolge haben sollte; schleuderte der englische Vater oder

Vormund der Braut derselben einen Schuh nach, so drückte er dadurch sinnbildlich aus, daß er von nun an keine Macht mehr über sie habe.

Die Zigeuner Siebenbürgens bewerfen das Brautpaar mit Nüssen und begießen es mit Wasser, das sie dann mit einem aus Wieselfell bestehenden und mit Stechapfelsamen gefüllten Beutel abtrocknen; auf dem Gange zum Zelte werden ihm gewöhnlich alte Schuhe und Stiefel nachgeschleudert.

In einigen Gegenden Deutschlands wird der Braut am Hochzeitstage ein Schuh geraubt. Im Kinzigtale kriecht ein kecker Bursche, meist ein Schulkamerad der Braut, am Abende der Hochzeit unter den Tisch, raubt der Braut den Schuh und zeigt denselben triumphierend den Anwesenden. Darauf stellen einige ein Glas Wein in den Schuh, kredenzen dies zuerst der Braut, dann dem Bräutigam und schließlich den anderen Gästen; natürlich muß es inzwischen häufig gefüllt werden. Nach Beendigung des Schuhweintrunks wird der schlimm zugerichtete Schuh der Braut zurückgegeben oder der Bräutigam muß ihn, wenn die Hochzeit in einem Wirtshause abgehalten wird, auf dem Steigerungswege erstehen, um die Weinschulden zu bezahlen.

Die Deutschen Kanadas legen, beiläufig bemerkt, alte Schuhe unter die Ranken ihrer Gurken und hoffen dadurch eine reiche Ernte zu erzielen.

Die Sitte oder vielmehr Unsitte, die Braut in der Kirche nach dem Trauakte mit Reis zu bewerfen, die sich neuerdings auch in Amerika eingebürgert hat und mitunter eine so rohe Gestalt annimmt, daß der Prediger manchmal die Polizei zum Schutze anrufen muß, stammt aus Indien. Braut und Bräutigam bewerfen sich dort während der Trauungszeremonie gegenseitig mit drei Händevoll Reis. Bei einem diesem Akte vorausgehenden Rituale wird ein mit Wasser gefülltes Gefäß auf einen Haufen Reis plaziert. Die Brahminen (Priester) rufen dann wiederholt Varuna, den Gott des Wassers, an, den Inhalt des Gefäßes zu heiligen. Letzterer wird hierauf über den Kopf des Bräutigams ausgegossen. Nach der Zeremonie werden die Füße des jungen Paares, während dasselbe auf einer Schaukel sitzt, von drei weiblichen Verwandten dreimal in Milch gewaschen. Das Paar wird dann geschaukelt, wobei die anwesenden Weiber in Gesängen Krischna preisen (Krischna ist der Mensch gewordene Gott Wischnu und der Liebling der Hirtinnen). Bälle mit Safran gemischten Reises werden nach den vier Hauptrichtungen der Windrose geschleudert. Es ist dies ein Opfer für die Götter und die Seelen der Verstorbenen, deren Anwesenheit als eingeladene Gäste bei der feierlichen Gelegenheit vorausgesetzt wird. Der Safran gilt bei den Hindus als glückbringend und ist bei einer Hochzeit unumgänglich notwendig.

Wenn der Vater der Braut diese dem Bräutigam übergibt, so schenkt er seinem zukünftigen Eidam zugleich rotgefärbte Reiskörner und Betelpfefferblätter. Am Ende der Zeremonie werden geröstete Reiskörner gegessen. An die Freunde verteilt man Betelpfefferblätter mit Nüssen der Arekapalme und rotgefärbte Reiskörner.

Bei den Kurkus im mittleren Teile Indiens protestieren die Mädchen zum Scheine gegen die Wegnahme der Braut. Wenn sie dem Bräutigam nahe genug sind, so bewerfen sie ihn mit Bällen gekochten Reises, worauf sie sich, gefolgt von den Männern, züchtig entfernen. An der Tür des Hauses der Braut nehmen sie endgültig ihren Stand ein und lassen die Männer nicht eher eintreten, bis diese einen Zoll in Gestalt von Geschenken erlegt haben.

Wenn in England bei einer Hochzeit das Frühstück nahezu eingenommen ist, begeben sich die Freunde des Brautpaares an die Haustüre und lauern demselben auf. Nachdem dann das Erscheinen des Paares zuerst das Signal zum Ausbringen von Hochrufen gegeben, fällt den Brautleuten ein wahrer Schauer von Reis und alten Pantoffeln auf Kopf, Genick und Rücken nieder. An dem Spaße beteiligen sich, außer Freunden, Gästen, Dienstboten und Nachbarn, auch die Eltern des Paares. Für die Eltern der angehenden Ehefrau hat das Bombardement die folgende launige Bedeutung: „Ah, Du Schuft! Du nimmst

uns unsere Tochter weg! Da, nimm dieses dafür!" Das Reis ist ein Symbol des Überflusses.

Die Türken bewerfen das Brautpaar nach der Trauung mit Rosen, Reis und Kichererbsen. Bei den jüdischen Trauungen wünscht der Rabbiner der Braut, daß sie zu Tausenden von Myriaden werde; der Brautvater aber steckt Geld in eine Schüssel voll gerösteter Gerste, die mit dem Rufe: „Seid fruchtbar und mehret euch!" von den Gästen auf das Brautpaar geschleudert wird. In Griechenland wird das Brautpaar mit allerlei Sämereien beworfen. In Böhmen und in Schlesien braucht man bei dieser Gelegenheit Erbsen und Graupen; so viele Körner an dem Kleide der Braut hängen bleiben, so viele Kinder bekommt sie. In England schleuderte man vor Einführung des Reiswerfens Weizenkörner auf die Braut.

Wenn ein Begleiter des Brautpaares auf dem Wege zur Kirche stolpert oder häufig nach anderen Personen blickt, so bringt dies nichts Gutes; auch sollen schielende Frauen und Witwen ferne bleiben.

Wenn sich in den deutschen Ansiedelungen Pennsylvaniens ein Hochzeitszug nach der Kirche bewegt, wird dem Paare oft durch Seile, Stangen usw. die Straße versperrt und diese Hindernisse werden nur dann beseitigt, wenn der Bräutigam sich bereit erklärt, den Urhebern dieser Abhaltung

ein Faß Bier oder ein paar Flaschen Wein zu spenden.

Die amerikanischen Puritaner waren entschiedene Feinde des Brautringes; denn sie sahen in dem als Schmuck getragenen Ringe ein Symbol des Papsttums und einen Kreis, in dem der Teufel tanzte. Der Gebrauch, den wirklichen Trauring schon zur Verlobung anzuschaffen und ihn bis nach erfolgter Trauung an die linke Hand zu stecken, ist eigentlich nur in Deutschland zu finden. In England und Frankreich erhält die Braut allerdings auch einen Verlobungsring, dies ist aber kein glatter Reif, sondern gewöhnlich ein reich verzierter Brillantring, der auch durchaus nicht den Ringfinger der linken Hand schmücken muß. Erst an den Händen der Neuvermählten erblickt man den regulären „wedding ring“.

Die jungen Amerikaner beiderlei Geschlechts, die manchmal nicht wissen, auf welche romantische Weise sie ihr Geld los werden und ihre Zeit verbringen sollen, haben neuerdings den Gebrauch eingeführt, sich sogenannte „Sweetheart's rings“ zu schenken; in einem solchen Ring ist ein wertvoller Stein angebracht, in dem die Namen des betreffenden Männleins oder Fräuleins eingraviert sind. Die Annahme verpflichtet nicht zur Heirat, sondern nur zu angenehmer Aufmerksamkeit und Unterhaltung, also zu einer sogenannten „flirtation“, die ein Franzose als „attention without

intention“ bezeichnet. Sobald jene jungen Leute einander überdrüssig geworden sind, geben sie sich die Ringe wieder zurück und damit endet die Geschichte.

Wer den Trauring vom Finger nimmt, ihn zerbricht oder sogar verliert, hat Unglück zu erwarten.

Am Hochzeitstage wünscht sich die Braut schönes Wetter; glücklich ist diejenige, welche die Sonne bescheint. Wenn während der Trauung die Turmuhr schlägt, so stirbt entweder der Mann oder die Frau innerhalb eines Jahres. Um sicher zu sein, daß die Ehe glücklich ausfällt, trägt die amerikanische Braut, die auf der Höhe der Zeit steht, am linken Bein ein blaues und am rechten ein weißes Strumpfband. Sie borgt sich für ihre Hochzeit das Traukleid einer glücklich verheirateten Freundin. Flackert das Licht während der Trauung oder geht es plötzlich ganz aus, so steht Unglück in Aussicht. Die Braut muß, nachdem der Prediger den Segen gesprochen, ihre nächsten Verwandten zuerst küssen, weil dies Schutz gegen müßiges Geschwätz im Eheleben gewährt. Erhält die Braut an ihrem Hochzeitstage eine Einladung zu einer anderen Trauung, so kann sie auf eine glückliche Ehe rechnen. Wer eine Schere zerbricht, hat eine Ehescheidung in seiner Verwandtschaft zu erwarten. — Das Mädchen, das einen mit Wasser gefüllten Wasch-

zuber umstößt, hat Unglück in der Ehe, denn es wird sich auch als Frau ungeschickt benehmen.

Wer den Verlobungsring verliert, hat Unglück; eine Person, die so leichtsinnig mit einem wertvollen Geschenke umgeht, wird auch in anderen Beziehungen nachlässig sein und kein Glück um sich verbreiten. — Das Paar, das am Hochzeitstage viel Ton- und Porzellangeschirr zerbricht, bleibt arm; bei anderen Sachen wird es auch nicht vorsichtiger sein. — Das Mädchen, das über einen Besen schreitet, wird eine alte Jungfer. Warum auch hebt es ihn nicht auf und zeigt dadurch, daß es Ordnungssinn besitzt? — Der Mann, dem eine das Zimmer kehrende Magd mit dem Besen über die Füße fährt, wird sich nicht innerhalb eines Jahres verheiraten.

Eine amerikanische Jungfrau, die gerne den Namen ihres Zukünftigen erfahren möchte, bedient sich manchmal auch folgenden Mittels: Sie schreibt den Namen eines jeden ihr zusagenden Mannes auf einen Zettel, steckt dann alle in ein Couvert und legt dies nachts unter ihr Kopfkissen. An jedem Morgen nimmt sie auf Geratewohl einen Zettel heraus und der letzte gibt ihr die gewünschte Auskunft.

Derjenige, dem die Nase blutet, ist verliebt.

Das Mädchen, das sein Kleid beim Waschen naß macht oder das einen Stuhl rückwärts umwirft, bleibt lange Jahre ledig.

Die Jungfrau, die sich auf einen Tisch setzt, wird sich nie verheiraten. Dies geschieht ihr recht, denn welcher Jüngling sehnt sich nach einer Frau, die nicht einmal soviel weiß, daß man den Hintersten nicht auf das genannte Hausmöbel pflanzen darf. — Diejenige, welche die Treppe hinauffällt, muß mindestens ein Jahr auf den Freier warten. Warum ist sie auch so ungeschickt! — Eine Braut, die sich ein Kleid für die Trauung leihen muß, hat Unglück. Auch dies ist leicht zu erklären; denn ein Brautpaar, das so arm ist, daß es nicht einmal die nötigsten Dinge anschaffen kann und den Ehestand mit geborgten Kleidern beginnen muß, hat weder Gewissen noch Verstand und gelangt nie auf einen grünen Zweig.

Wenn ein Mädchen eine krumm gebogene Stecknadel findet, muß es sie schnell fortwerfen, wenn es keine alte Jungfer werden will. — Zündet ein junger Mann ein Streichholz an und dasselbe verbrennt ohne daß ein Stückchen abfällt, so liebt ihn sein Mädchen; zerbricht es jedoch beim Brennen, so bekümmert sich die Jungfrau nicht um ihn. — Das Mädchen, das sich mit einem Brautschleier und mit Orangeblüten schmückt, bleibt ledig. — Eine Braut muß nach der Trauung einen Blumenstrauß unter die anwesenden Damen werfen; diejenige, die ihn fängt, wird sich zuerst verheiraten. — Wer sich während eines Schneesturms verheiratet, wird reich. — Manchmal wird ein Ring in einen Hochzeitskuchen gebacken; wer

beim Zerschneiden desselben das Stück erhält, in dem er sich befindet, wird innerhalb eines Jahres in den Stand der Ehe treten. — Solange sich ein Stück des Hochzeitskuchens im Hause befindet, herrscht dort keine Not. — Setzen sich drei Jungfrauen, die denselben Vornamen haben, an einen Tisch, so verheiratet sich eine innerhalb eines Jahres. —

Schläge gibt es in der Ehe, wenn sich während des Trauaktes einige Hunde beißen. — Aufschiebung der Hochzeit ist nicht ratsam; lieber soll man sich auf dem Krankenbett trauen lassen. — Braut und Bräutigam, die sich am Tage vor der Hochzeit begegnen, steht Unglück in Aussicht. — Verlobte dürfen sich nicht zu einem jung verheirateten Paar an einen Tisch setzen. — Geht man von der Trauung nach Hause, so muß man, ehe man seine Wohnung betritt, eine schwarze Henne hinein laufen lassen; dies befördert das Glück. —

Die Braut wird glücklich, die am Hochzeitstage weint und auf der Hochzeitsreise ein graues Kleid trägt. — Dem Paar, das sich nach dem Sonnenuntergange trauen läßt, ist ein freudloses Leben beschieden; auch werden ihm alle Kinder sterben. — Die an einem Samstage vorgenommene Trauung hat schlimme Folgen. —

Das Mädchen, das sich ohne in den Spiegel zu blicken kämmen kann, wird nicht als alte

Jungfer sterben. — Das Mädchen, dem innerhalb eines Jahres zwölf Tassen geschenkt werden, wird sich bald darauf verheiraten. — Ein Mann, der dreimal hintereinander von einem bestimmten Mädchen träumt, nimmt dasselbe zur Gattin. —

Die Braut muß ihren Hochzeitsschleier aufbewahren; auch muß sie ein Stück Brot von der Hochzeitstafel wegstecken, damit sie keine Not leide. — Wer sich verheiraten will, darf in keine Tee- oder Kaffeekanne blicken. — Wenn ein Messer auf den Boden fällt und auf dem Rücken liegen bleibt, steht eine Hochzeit in Aussicht. —

Wer in der Hochzeitsnacht zuerst einschläft, stirbt zuerst. — Die jungvermählte Frau muß ihre Strümpfe kreuzweise übereinander vor das Bett legen, wenn sie glücklich sein will. — In der Hochzeitsnacht muß alles alte Ton- und Porzellangeschirr aus dem Hause geworfen werden; dies vertreibt die Hexen. — Der Mensch, der zwei Trauungen an einem Tage beiwohnt, bringt dem Paare der letzten Unglück. — Da, wo das Ende eines Regenbogens auf der Erde zu ruhen scheint, gibt es bald eine Hochzeit. — Ein auf einer Eisenbahn oder an einem öffentlichen Platze gestellter Heiratsantrag hat Unglück im Gefolge. — Die Frau, die ihre Hochzeitsschuhe am Tage der Trauung zerreißt, bekommt später von ihrem Manne Prügel. — Fällt ein Kissen zufällig vom Brautbett, so stirbt die Person zuerst, die darauf gelegen. — Wer sich zwischen ein Ehepaar an

einen Tisch setzt, wird sich bald verheiraten. — Eine Braut soll man solange schlafen lassen wie sie will; wer sie am Morgen ihres Hochzeitstages weckt, bringt ihr Unglück. — Die Braut, die gerne die Herrschaft in der Ehe führen möchte, muß sich in einem Backtroge ankleiden, dann zur Kirche laufen und an die Türe derselben klopfen. — Wer einen Todesfall zu beklagen hat, darf der Braut beim Ankleiden nicht helfen. — Keine Braut darf ihr Traukleid am Tage vor der Hochzeit anziehen. — Wenn Braut und Bräutigam in der Kirche ihre Sitze verlassen, um vor den Altar zu treten, müssen die Brautführer sich schnell darauf setzen, damit die Liebe des Paares nicht erkalte. — Am Altare müssen sich beide fest zusammenstellen, damit sich keine Hexe zwischen sie drängen kann. — Ein Mädchen, das einer Braut beim Auskleiden behilflich ist und sich dabei eine Nadel aneignet, wird sich nicht vor dem nächsten Osterfest verheiraten. — Das Brautpaar, das auf dem Wege zur Kirche eine Schlange oder einen Hund erblickt, kann sich auf Unglück gefaßt machen. — Die Braut, die ihren Trauring zerbricht, wird bald Witwe. — Wenn eine Katze vor dem Hochzeitstage stark niest, hat die Braut Glück zu erwarten. — Brautjungfern müssen halbe Strümpfe tragen, wenn sie nicht alte Jungfern werden wollen. — Heiraten im Juni und Oktober fallen meist glücklich aus; im Mai und zur Fastenzeit soll man nie in den Stand der Ehe treten.

„Marry in Lent
And live to repent." —

Trauungen sollen nur zur Zeit des Vollmondes vorgenommen werden. — Das einmal festgesetzte Datum der Hochzeit soll man nie verändern. — Die Braut, die sich bei der Trauung auf den Rock des Bräutigams kniet, wird in der Ehe das Kommando führen. — Wer die Braut nach der Trauung zuerst küßt, hat ein ganzes Jahr lang Glück. — Die Braut muß am Hochzeitstage Salz in der Tasche haben. — Begegnen sich zwei Bräute in einer Kirche, so stehen beiden traurige Zeiten bevor. — Die in Amerika wohnenden Schottländer glauben, jedes Paar, bei dessen Trauung sich die Mutter der Braut zeige, habe Unglück.

Wenn ein jungvermähltes Paar Glück haben soll, muß man einen alten Stuhl in seine Wohnung tragen. — Wenn die Braut ihre Hemden und Taschentücher mit dem Anfangsbuchstaben des Bräutigams zeichnet, wird die Verlobung abgebrochen. — Finden sich zufällig neun Personen in einem Zimmer zusammen, so wird sich eine davon bald verheiraten. — Wer in England und einigen Staaten Amerikas von Musik oder einem Ringe träumt, wird sich bald verheiraten. — Wer dort von einer Hochzeit träumt, hat den Tod eines Freundes zu erwarten. — Fallen in der Küche einige Blechpfannen zu gleicher Zeit auf den Boden, gibt's bald eine Hochzeit. — Wenn ein

Mädchen Wasser in ein Gefäß gießt und einen Teil desselben verschüttet, so ist dies ein untrügliches Zeichen, daß zur selben Zeit ihr Geliebter ein Glas Wein auf ihr Wohl leert. — Wenn zwei Personen zu gleicher Zeit mit brennenden Lichtern in der Hand in ein Zimmer treten, so wird sich eine davon bald verheiraten. — Wer dreimal Brautjungfer war, wird niemals Braut. — Viele Amerikanerinnen tragen ein Blatt oder ein Blümchen ihres Brautkranzes in einer goldenen Kapsel bei sich und glauben sich dadurch gegen allerlei Ungemach zu schützen. Heiratslustige Mädchen legen ein Stück vom Hochzeitskuchen unter ihr Kopfkissen und erwarten dann, daß ihnen der Geliebte im Traume erscheint.

Der Gebrauch, einem jungen Ehepaare am Abende der Hochzeit eine Katzenmusik zu bringen, findet sich vielfach in den Landdistrikten mehrerer Staaten der Union. Alsdann wird auf langen Blechhörnern solange geblasen und mit alten Gießkannen, Ofenröhren und Kesseln solange gelärmt, bis der Bräutigam erscheint und dem Leiter des Konzertes Geld für ein Fäßchen Bier verabfolgt.

Die alten Holländer New Yorks ließen die Trauung nur im Hause der Braut vornehmen und der Prediger mußte die dafür erhaltene Bezahlung an seinen Kirchenrat abliefern. Die eingeladenen Gäste erschienen erst nach der Beendigung des Trauaktes und dann ging es gleich

ans Essen und Trinken. Zum Abschied wurde jedem von den Brautjungfern ein Stück Hochzeitskuchen verabreicht.

Die pennsylvanischen Hochzeiten waren während der Kolonialperiode mit großen Unkosten verknüpft, denn die Festlichkeit wurde mitunter auf Wochen ausgedehnt, während welcher Zeit jeder das Recht zu haben glaubte, bei dem jungen Ehepaare einzukehren, Punsch zu trinken und die Frau zu küssen. Die Schottländer nannten derartige Besuche „infairs“.

IV.

Die Feier des St. Patrickstages, an der auch viele deutsch-amerikanische Katholiken teilnehmen, scheint in Amerika allmählich zu einem allgemeinen Volksfeste zu werden, denn am 17. März schmückt sich nicht nur jeder echte Irländer mit dem Shamrock, sondern sorgt auch dafür, daß jedem Vertreter einer anderen Nationalität und Religion ein dreiblätteriges Kleeblatt an den Rock oder die Weste geheftet wird. Selbst Präsident Rosevelt mußte es sich 1902 gefallen lassen, daß ihm am betreffenden Tage das Sinnbild Irlands von einem demokratischen Politiker ins oberste Knopfloch seines Rockes gesteckt wurde.

Unter Shamrock ist aber nicht der gewöhnliche Klee, sondern der hauptsächlich im Walde

wachsende Sauerklee (engl. wood sorrel) zu verstehen, was aus dem Umstande hervorgeht, daß ihm gewöhnlich in alten Schriften und Gedichten das Prädikat „eßbar“ beigelegt wird. Aus dem Sauerklee wird übrigens heute noch in Irland, sowie auch in Nordamerika Salat gemacht. Bekanntlich bediente sich Patrick des Shamrocks, um daran die Lehre von der Dreieinigkeit zu veranschaulichen.

Wann und wo der Nationalheilige Irlands, dessen keltischer Name Succath, d. h. der Tapfere, war, geboren wurde, ob er in Irland, Schottland oder Frankreich das Licht der Welt erblickte, kann nicht mit Bestimmtheit angegeben werden; die Irländer halten ihn natürlich für ihren Landsmann und feiern den 17. März aus dreierlei Grunde: 1. soll Patrick an diesem Tage geboren sein; 2. soll er dann die Schlangen vertrieben haben und 3. soll er an genanntem Datum gestorben sein.

Die Legende berichtet, daß Patrick in seinem 16. Jahre von Seeräubern gefangen und nach Irland in die Sklaverei verkauft wurde. Indem er dort jahrelang als Schweinehirt in einer wilden Gebirgsgegend zubrachte, fand er Gelegenheit, sich mit den Bdürfnissen des gemeinen Volkes bekannt zu machen und sich als Wohltäter desselben aufzuwerfen. Dies ärgerte nun den Teufel derart, daß er eines Nachts in Gestalt eines schweren Steines auf ihn zulief und ihn zu er-

drücken suchte. Patrick merkte jedoch das ihm drohende Unheil noch rechtzeitig und flehte in seiner Angst zur Sonne, die auch augenblicklich aufging und den bösen Geist durch ihre Strahlen vertrieb. Darauf verschwand die Sonne wieder und ging später zur gewöhnlichen Stunde auf.

Als einst Patrick und seine Begleiter von einem heftigen Schneesturme überrascht wurden und nirgends ein schützendes Obdach fanden, schaufelte der fromme Gottesmann einen Haufen Schnee zusammen und blies ihn an, worauf er in Flammen geriet und solange brannte, bis sich die Reisenden auf den Weiterweg begaben.

Patrick bereiste auch das Festland und hielt sich längere Zeit in Rom auf. Überall erregte er durch seine Frömmigkeit und Herzensgüte solches Aufsehen, daß ihn der Papst als Missionar nach Irland sandte. Dort verdiente er sich den Dank der Bevölkerung dadurch, daß er das Christentum einführte und das Land von Schlangen säuberte. Letzteres bewerkstelligte er auf folgende Weise: Er zog mit einer großen Trommel von Ort zu Ort; sobald er dieselbe erschallen ließ, folgten ihm die Schlangen, wie die Ratten dem Pfeifer von Hameln, bis zuletzt eine unabsehbare Menge hinter ihm herhuschte. Ehe er jedoch mit dieser merkwürdigen Prozession das Ufer des Meeres erreichte, bekam die Trommel plötzlich ein Loch und die Gefahr lag nahe, daß sich die Schlangen verlaufen würden. Glücklicher-

weise erschien jedoch rechtzeitig ein Engel, der die Trommel schnell flickte, so daß Patrick seine raschelnden Begleiter ans Meer führen und sie alle bis auf eine ersäufen konnte. Diese eine soll sich jetzt noch an jedem Montage im Dilween-See zeigen.

Im Jahre 1831 kam der irländische Gutsbesitzer James Cleland auf die Idee, einmal praktisch auszufinden, ob der alte Glaube, daß in Irland keine Schlangen existieren könnten, auf Wahrheit beruhe. Er importierte also heimlich sechs giftlose Exemplare und schenkte ihnen in der Nähe seiner Farm die Freiheit. Bald darauf sah ein Dörfler eine dieser Schlangen am Wege liegen und da er sie für einen Fisch hielt, so hob er sie auf und zeigte sie einem Landsmanne, der dann die Tatsache feststellte, daß sie es hier mit einem höchst gefährlichen Reptil zu tun hätten. Nun gerieten die Leute der Nachbarschaft in die größte Angst, denn alle glaubten, der gefürchtete Eindringling sei der Vorbote des jüngsten Tages. Schnell wurden alle Büsche und Wälder untersucht und alle Schlangen, deren sie habhaft wurden, getötet.

Nach mehreren Berichten soll Patrick auch die Kunst des Schnapsbrennens gekannt und gelehrt und auch jenes feurige Getränk, das die Irländer poteen nennen, erfunden haben. Auf Grund anderer Mitteilungen wird hingegen behauptet, der Nationalheilige sei ein entschiedener

Abstinenzler gewesen. In allen Fällen aber halten ihn die Bewohner der grünen Insel für einen höchst achtbaren Mann, wie dies in folgender Volksweise ausgedrückt ist:

Saint Patrick was a gintleman,
And came from dacent people;
He built a church in Dublin town,
And on it put a steeple.

Am 5. November wird in England, besonders in einigen Stadtteilen Londons, der sogenannte Guy Fawkes-Tag gefeiert, zur Erinnerung an die Pulververschwörung des Jahres 1605, durch welche der König und seine Familie, sowie die Mitglieder des Ober- und Unterhauses in die Luft geblasen werden und die Vertreter des Papsttums zur Herrschaft gelangen sollten. Dieser teuflische Plan wurde jedoch noch rechtzeitig vereitelt und die Verschwörer, darunter auch Guy Fawkes, hingerichtet. An jenem Erinnerungstage sammeln oder stehlen die Knaben Holz und sonstiges Brennmaterial, machen eine, besagten Übeltäter darstellende, Strohpuppe, stülpen ihr eine Bischofsmütze auf den Kopf, geben ihr eine Blendlaterne und einen Schwefelfaden in die Hand und verbrennen sie dann unter lautem Jubel. Diesen Tag oder vielmehr Abend, der auch sehr oft „pope night“ genannt wird, feiert man sogar in einigen Städten Neuenglands, besonders in Portsmouth, New Hampshire, woselbst alsdann junge phantastisch gekleidete und Kürbislaternen tragende

Leute durch die Straßen ziehen und mit langen Blechhörnern einen ohrenzerreißenden Lärm machen. Am Schlusse ihres Umzuges zünden sie ein Freudenfeuer an und tanzen wild um dasselbe herum.

Amerikanische Seitenstücke zur Feme und dem Geheimbund der Haberfeldtreiber bilden die Orden der Kuklux und Weißkappen; beide vertreten eine Art Volksjustiz, welche sich gegen solche Verbrecher richtet, denen gesetzlich nicht gut beizukommen oder deren Prozessierung mit großen Unkosten und vielen Umständen verknüpft ist.

Der Bund der Kuklux, der sich hauptsächlich in den Jahren 1865—70 in den Südstaaten, besonders in Georgia, durch Vertreibung und Hinrichtung unliebsamer Persönlichkeiten bemerklich machte, hat immer noch seine Anhänger, die geheime Versammlungen abhalten, jedoch selten Gewaltmaßregeln ergreifen. Viel rühriger sind die Weißkappen, deren Hauptsitz sich in Crawford County im Staate Indiana befindet. Sie überfallen, gut bewaffnet, beritten und bis zur Unkenntlichkeit vermummt, nächtlich solche Personen, deren unmoralischer Lebenswandel sie zum Gemeinschaden stempelt, zerren sie aus dem Bette, binden sie nackt an einen Baum und peitschen sie so gründlich durch, daß sie ihr ganzes Leben daran denken und sie jene Gegend, um sich nicht einer Wiederholung dieser Strafe auszusetzen, auf

Nimmerwiederkehr verlassen. Oft rasieren sie jenen Geächteten auch den Kopf so glatt wie ein Spiegel, wobei es natürlich nicht ohne zufällige und absichtliche Schnitte hergeht. Auch stecken sie dieselben manchmal in ein Faß und rollen es einen Berg hinunter; außerdem zertrümmern sie ihre Wohnung, Möbel und Küchengeräte und die Bürger finden dies im allgemeinen ganz in der Ordnung, da durch ein derartiges Verfahren ihre Gegend von gemeinen Menschen auf die billigste und sicherste Weise gesäubert wird; auch strengen sich die Geheimpolizisten, da es hier für sie selten etwas zu verdienen gibt, nie sonderlich an, die Vertreter der Volksjustiz ausfindig zu machen.

Letzteres ist auch der Fall betreffs der Neger, die sich besonders in der Neuzeit durch ihre unsittlichen Angriffe auf weiße Frauen und Mädchen in einen schlimmen Geruch gebracht und gezeigt haben, daß sie für die Freiheiten, die ihnen infolge des amerikanischen Sonderbundkrieges aus politischen Gründen gewährt wurden, noch lange nicht reif sind. In derartigen Kriminalfällen, von denen ich hier einige anführen will, finden es die Bürger in ihrer Entrüstung nicht einmal nötig, sich unkenntlich zu machen; wie auf Kommando rotten sie sich plötzlich zusammen, um Jagd auf den Verbrecher zu machen. Befindet sich dieser bereits in einem Gefängnisse, so wird dasselbe mit bewaffneter Hand gestürmt, wobei die öffentlichen Sicherheitswächter nur schein-

baren Widerstand leisten. Die gewöhnliche Strafe für einen solchen Lüstling ist der langsame Feuertod; eine schnell wirkende Kugel wäre eine viel zu gelinde Strafe.

Über einen der scheußlichsten Akte der amerikanischen Volksjustiz entnehmen wir dem „Evansville Demokrat" vom 7. Dezember 1899 folgenden telegraphischen Bericht:

Maysville, Kentucky, 6. Dezember. Dick Coleman, der schwarze Mörder der Frau Lashbrook, wurde heute von einem nach Tausenden zählenden Mob (Volksmasse) lebendig verbrannt.

Der Neger, der im Gefängnis zu Covington untergebracht worden war, weil man fürchtete, er würde dort gelyncht werden, mußte zu seinem Prozesse, welcher auf heute angesetzt war, hierher geführt werden. Er traf 20 Minuten nach 10 Uhr ein. Die ganze Polizeimacht diente dem Gefangenen als Bedeckung. Vor dem Gerichtshofe angekommen, trat den Polizisten ein 1000 Mann starker Mob unter Anführung von James Lashbrook, dem Gatten der Ermordeten, entgegen und nahm die Beamten mit dem Gefangenen in die Mitte. Der Marsch ging durch die Zweite Straße nach einem Hügel; mindestens 5000 Bürger aus der Stadt und der Grafschaft folgten.

Die Aufregung war ungeheuer. Die Beamten versuchten ihr bestes, den Gefangenen zu retten, aber einem solchen Mob gegenüber waren sie völlig

machtlos; sie mußten den Neger ausliefern. Er wurde ergriffen und ihm eine Schlinge über den Kopf geworfen. Er heulte laut und bettelte um sein Leben, aber der Mob schenkte ihm kein Gehör. Er wurde in eine kleine Vertiefung neben dem Eisenbahngleise geschleppt und an einem Bäumchen festgebunden; dann wurde ein mächtiger Haufen Reisig und Scheitholz um ihn herum aufgetürmt und angezündet. Bald schossen die Flammen in die Höhe und hüllten den Neger ein.

Das Verbrechen desselben war ein schreckliches, aber die Strafe überbot alles, was bis jetzt noch im Lynchen geleistet worden ist. Der Neger hatte Frau Lashbrook mit einem Stück Holz niedergeschlagen, sie dann vergewaltigt und ihr mit einem Rasiermesser die Kehle durchgeschnitten. Er war von Lashbrook zu allerlei Arbeit in Feld und Haus verwendet worden und genoß volles Zutrauen. Das Verbrechen beging er während Lashbrook nach Maysville geritten war, um seine Postsachen abzuholen.

Coleman wurde vor dem Verbrennen auf schreckliche Weise malträtiert. Es wurde ihm Vitriol und Cayennepfeffer in die Augen geschüttet und das Gesicht mit einem Stück Holz fast zu Brei zerschlagen. Er starb unter entsetzlichen Qualen eines langsamen Todes, während Tausende von Zuschauern ihm Schmähworte zuriefen. Auch ein Menge Frauen wohnte dem entsetzlichen Schauspiele bei.

Nachdem ihm Vitriol und Cayennepfeffer in die Augen geschüttet war, trat einer aus der Menge auf ihn zu und drückte ihm die Augen aus dem Kopfe. Er bot einen scheußlichen Anblick dar. Auf dem Wege zum Richtplatze wurde er mit Steinen geworfen und mit Knütteln geschlagen, daß er blutüberströmt manchmal zusammenbrach. Mit Stricken um den Leib wurde er dann geschleift, wobei es unaufhörlich mit Knütteln und Peitschen Hiebe auf ihn regnete. Seinen Bitten um das Leben wurde jedesmal mit einem Fluch und einem Schlag geantwortet. Er langte mehr tot als lebendig am Richtplatze an. Als er schon beinahe zu Tode geröstet war, richtete er sich noch einmal auf und sprach: „Wenn ihr das Feuer wegnehmt, will ich etwas sagen.“ Dann sank er um und verschied.

Die Führer des Mobs hatten den Richtplatz und alle Details schon vor Wochen bestimmt. James Lashrook, der Gatte der Ermordeten, war der erste, welcher den Scheiterhaufen anzündete, dann folgten andere. Jemand wollte mit einem Messer dem Delinquenten zu Leibe, konnte ihn aber nicht erreichen. Merkwürdigerweise fiel kein einziger Schuß, wie gewöhnlich bei derartigen Vorkommnissen; das Schießen unterblieb auf vorherige Verabredung, um die Qualen des armen Teufels möglichst zu verlängern. Ein tödlicher Schuß wäre eine Gnade für ihn gewesen, aber die Lyncher kannten keine Gnade. Als die Flammen

an ihm emporzüngelten, machte er vergebliche Anstrengungen, sich dem Bereich derselben zu entziehen. Nachdem die Stricke, mit welchen er an dem Baume festgebunden war, durchgebrannt waren, fiel der Körper vornüber; die Menge, obgleich man nicht wußte, ob er noch lebte oder schon tot war, hatte ihre Rache noch nicht gekühlt, es wurden Stangen herbeigeholt und der Körper wieder in die Glut geschoben. Nach drei Stunden war er ganz zu Asche verbrannt. Während der ganzen Zeit standen Mitglieder der Familie der Frau Lashrook bereit, das Feuer zu schüren und den Körper immer mehr in die Glut zu schieben, während Tausende zuschauten.

Der Mob und die Neugierigen hatten nicht den geringsten Versuch gemacht, ihre Identität zu verbergen."

Nun noch zwei ähnliche Fälle nach den Berichten amerikanischer Zeitungen.

Wetumpeca, Ala., 2. Oktober 1900. Heute morgen 1/2 1 Uhr wurde der Neger Winfield Townsend, alias Floyd, in der kleinen Stadt Eclectic, 15 Meilen von hier, auf dem Scheiterhaufen verbrannt. Des Negers Verbrechen bestand in einem unsittlichen Angriff auf Frau Lonnie Harrigton, deren Gatte den Scheiterhaufen in Brand setzte.

Townsend, ein Neffe des Negers Floyd, der vorige Woche wegen eines ähnlichen Verbrechens gehängt wurde, versuchte sein Attentat auf Frau

Harrington gestern nachmittag 1 Uhr. Herr Harrington, der eine Meile von der Stadt entfernt lebt, befand sich zu der Zeit in Eclectic. Der Neger kam zu dem Hause mit der Angabe, er sei von ihrem Manne gesandt, um 20 Cents von Frau Harrington zu erhalten. Sie erwiderte, daß sie kein kleines Geld habe. Darauf entfernte sich der Neger, um aber nach etwa 10 Minuten zurückzukehren. Die Hilferufe der Frau wurden von dem Neger Bob Nichols gehört, der gerade zu der Zeit die Straße vorbeikam. Er erreichte das Haus in dem Augenblicke, als Townsend entfloh. Sobald Frau Harrington das Bewußtsein wieder erlangt hatte, schlug Nichols Lärm. Die Neuigkeit verbreitete sich mit Windesschnelle. Alle Läden und Geschäftsplätze wurden geschlossen und die Leute verteilten sich, indem die einen die Wälder nahe dem Schauplatze der Tat durchsuchten, die anderen nach dem Gefängnisse eilten, um Bluthunde zu holen. Eine aufregende Jagd begann, bis schließlich die Hunde an einem Baume, der außerhalb der Stadt in der Nähe von Odions Laden steht, Halt machten. Der Neger saß auf einem Aste, wurde heruntergeholt und unverzüglich nach dem Schauplatze seines Verbrechens gebracht. Sein Opfer stellte mit Sicherheit seine Identität fest und dann wurde der Neger ans Ende des Dorfes geführt, wo die Vorbereitungen für seinen Tod bald getroffen waren. Schon hatte man ihm einen Strick um den Hals gelegt, um ihn zu

hängen, als die Leute sich anders besannen und die Mehrheit sich für den Tod auf dem Scheiterhaufen entschied. Nachdem derselbe hergerichtet war, wurde der Neger an den Pfahl mit Ketten gebunden. Das dicht geschichtete Holz steckte Frau Harringtons Gatte in Brand. Als die Flammen an seinem Körper emporzüngelten, stieß der Neger verzweifelte Hilferufe an Gott um Gnade und Rettung aus. Der Volkshaufe blieb all diesem Schreien gegenüber taub und nach Verlauf einer Stunde war der Körper zu Asche versengt.

Denver, Col., 16. Nov. 1900. John Porter, der junge Neger, welcher eingestanden hat, die elf Jahre alte Louise Frost bei Limon ermordet zu haben, wurde heute vom Sheriff Freeman in Lincoln County aus dem hiesigen Countygefängnisse abgeholt, welcher mit ihm in einer geschlossenen Kutsche rasch aus der Stadt fuhr. Der Sheriff fuhr mit ihm nach Magnolia, einer neun Meilen von hier entfernten Station der Union Pacific-Eisenbahn, von wo er einen nach Limon bestimmten Zug mit ihm bestieg. Der Zug traf um halb vier Uhr nachmittags in Limon ein, wo er von einem gestern Abend organisierten Vigilanzkomitee angehalten wurde. Die Mitglieder des letzteren kamen in den Zug und wiesen die Bitte des Sheriffs Freeman ab, ihm zu gestatten, seinen Gefangenen nach Hugo zu bringen, worauf sie sich Porters bemächtigten, um ihn nach der in der Nähe von Limon gelegenen Stelle zu bringen,

an welcher er Louise Frost ermordete, und ihn dort zu lynchen.

Das Vigilanzkomitee bestand aus 16 entschlossenen Männern. Es herrschte keine Aufregung und es wurde alles mit der größten Präzision ausgeführt. Zeitungsberichterstatter und Telegraphisten mit tragbaren telegraphischen Instrumenten begleiteten die Lyncher nach der Stelle, an welcher das Lynchverfahren stattfinden sollte, um den Bericht über dasselbe von dieser aus direkt zu telegraphieren.

R. W. Frost, der Vater des ermordeten Mädchens, kam mit dem Zuge, auf welchem sich Porter befand, und wohnte der schauerlichen Bestrafung desselben bei. Er forderte, daß Porter auf dem Scheiterhaufen verbrannt werde. Das Vigilanzkomitee protestierte zuerst gegen diese Forderung, jedoch ging es schließlich auf den Wunsch Frosts ein.

Darauf wurden Eisenbahnschwellen in Wagen nach der Stelle geschafft, an welcher der Mord verübt wurde. Die Volksmenge, welche sich angesammelt hatte, um der Bestrafung Porters beizuwohnen, war einstimmig mit dem Beschlusse einverstanden, daß derselbe verbrannt werden soll, und der Scheiterhaufen, den R. W. Frost nach Beschluß der Menge anzünden sollte, wurde hergerichtet, während der junge Neger, der bisher in keiner Weise verletzt worden war, zitternd vor

Furcht und eine Bibel in der Hand haltend, dicht daneben stand.

Bald darauf zündete Frost den Scheiterhaufen an, auf welchem Porter inzwischen befestigt worden war und das Autodafe begann. Der Negerjunge zeigte große Festigkeit, bis die Flammen sein Fleisch zu versengen begannen, worauf er einige Minuten lang ein jämmerliches Geheul ausstieß; jedoch wurde er rasch vom Tode erlöst.

Der Scheiterhaufen war genau an der Stelle errichtet worden, an welcher das Verbrechen verübt wurde und Porter wurde an eine fest in die Erde gerammte Eisenbahnschiene angekettet. Der Vater des ermordeten Kindes steckte den Scheiterhaufen um 6 Uhr 23 Minuten abends in Brand und zwanzig Minuten später verkündete das letzte krampfhafte Zucken des Opfers der Volksjustiz, daß es ausgelitten habe. Welche Folter der auf dem Scheiterhaufen befindliche Neger erlitt, während die Flammen sein Fleisch verzehrten, konnte nur aus der krampfhaften Verzerrung seines Gesichtes und dem Geschrei ermessen werden, welches er von Zeit zu Zeit ausstieß. Die Lyncher, etwa 300 Bürger von Lincoln County, hatten nicht die mindeste Ähnlichkeit mit gewöhnlichen Mobs. Jede ihrer Handlungen war überlegt und während aller Vorbereitungen und der ganzen Leiden des Negers wurde kein unnötiges Wort gesprochen. Die Lyncher standen im Kreise umher, bis der Neger vollständig verbrannt war, worauf

sie nach Limon zurückkehrten, von wo sie bald darauf heimkehrten.

* * *

Zum Schlusse noch einige unzusammenhängende folkloristische Notizen.

Durch das Messen eines kranken oder scheinbar leidenden Kindes, wie es in Virginien, Pennsylvanien Maryland und anderen Staaten der Union, wie auch in Mexiko gebräuchlich, dessen Ursprung unstreitig in Deutschland zu suchen ist, soll ausgefunden werden, ob es an der Abzehrung (engl. go-backs) leidet. Diese Prozedur, welche von einer weisen Frau vorgenommen wird, besteht darin, daß das Kind vom Kopf bis zur Zehe und dann vom Mittelfinger der einen bis zu dem der anderen ausgestreckten Hand unter Murmeln einiger Zaubersprüche an drei aufeinanderfolgenden Tagen gemessen und dann der dabei gebrauchte Faden irgendwo aufgehängt wird. Verfault dieser nun innerhalb einer bestimmten Zeit, so genest das Kind; im anderen Falle aber ist keine Hoffnung auf Wiederherstellung vorhanden.

Der Gebrauch, bei Leichenbegängnissen große Schmausereien zu veranstalten ist europäischen Ursprungs und hat sich hier in Amerika durch besondere Umstände fest eingebürgert, besonders auf dem Lande, wo die aus der Ferne zu einem Begräbnisse eilenden Farmer auf eine gastliche Aufnahme rechnen. Daß solche Leichen-

feierlichkeiten mitunter in wüste Gelage ausarten, ist leider, wie ich aus eigener Erfahrung bestätigen kann, eine Tatsache.

Die alten Deutschen ehrten bekanntlich das Gedächtnis der Toten dadurch, daß sie sich an bestimmten Festtagen auf den Kirchhof begaben und dort zur Erinnerung an die Verstorbenen fleissig aßen und tranken. Da man dieselben anwesend glaubte, so stellte man auch mit Lebensmitteln belegte Stühle für sie hin.

Die Schweizer glauben, daß der Tote, dessen Hinterbliebenen die leidtragenden Freunde nicht liberal mit Getränken und Speisen traktieren, im Grabe keine Ruhe fände.

Auch in England kannte man die Leichenschmäuse; daß dort dabei wacker Ale getrunken wurde, beweist das englische Wort burial (Begräbnis), welches aus den Wörtern to bury und Ale besteht und mithin andeutet, daß das Aletrinken bei einer Begräbnisfeierlichkeit die Hauptsache bildete. Ähnlich zusammengesetzt ist das englische Wort bridal, worunter man ursprünglich das Ale verstand, das bei einer Verlobung oder Hochzeit den Gästen vorgesetzt wurde.

In der Kunst des Trinkens konnten es die alten Puritaner Amerikas mit irgend einem Urgermanen aufnehmen. Bei dem Leichenbegängnis von Frau Mary Norton, der 1678 in Boston verstorbenen Witwe eines Geistlichen, wurden von

den Leidtragenden 59 Gallonen Ale und $5^1/_2$ Gallonen des besten Malagaweines vertilgt. Bei der Beerdigung des Pastors Thomas Cobbeth zu Ipswich wurden zwei Faß Apfelwein und ein Faß Wein geleert. Die mit dem Begräbnisse armer Leute verknüpften Unkosten wurden in Neuengland aus der Gemeindekasse bestritten und in den Rechnungen als „incidentals“ aufgeführt. 1742 wurde dies jedoch gesetzlich verboten.

Die schottisch - irländischen Presbyterianer, die sich anfangs des 18. Jahrhunderts zu Londonderry in New Hampshire niederließen, standen nicht nur im Rufe der starrköpfigsten Orthodoxie, sondern auch in dem beispielloser Trinkfestigkeit und gaben ebensowenig ein Pint Schnaps wie einen Paragraphen ihres Glaubensbekenntnisses auf. Der aus ihren Reihen hervorgegangene Dichter William Stack reimt über sie:

„Of the goodly men of old Derryfield
It was often said that their only care
And their only wish and their only prayer
For the present world and the world to come
Was a string of eels and a jug of rum.“

Diese „Derry Presbyterians“, wie sie gewöhnlich genannt wurden, wollten also nicht nur in dieser, sondern auch in jener Welt lustig leben, gut essen und trinken — gerade wie die alten Deutschen. Daß sich die Frömmigkeit sehr gut mit den Tafelfreuden verträgt, kann jeder Geistliche beweisen.

Die Holländer New Amsterdams bewirteten die Leidtragenden bei Begräbnissen reichlich mit Schnaps; auch verhingen sie, beiläufig gesagt, bei Todesfällen die Spiegel im Hause, was bald von den Negern nachgeahmt wurde.

Die im Spätherbste („Altweibersommer") bei schönem Wetter in der Luft herumfliegenden und sich an Bäumen und Hecken hängenden Sommerfäden kennt man in Amerika auch und auch die Luchs-, Kreuz-, Weber- und Krabbenspinnen (Lycosa, Epeira, Theridium, Thomisius), von denen sie stammen. Die Franzosen nennen diese Fäden fils de la Vièrge und glauben, sie würden von der Mutter Gottes gesponnen, um Kleider für die Engel daraus zu verfertigen. Diese Ansicht stimmt so ziemlich mit der in Deutschland herrschenden überein, wo jene Fäden den Namen „Marienfäden" oder „Mariengarn" führen. In England glaubt man, sie rührten von dem Leichentuche der Maria her, das sie bei ihrer Himmelfahrt fallen ließ. In Dithmarschen sagt man, wenn man jene Fäden erblickt, „die Metten (Mädchen) haben gesponnen". Da diese nun in Deutschland in den Auszähl- und Bastlösereimen der Kinder als drei Marien, drei Jungfrauen, drei Nonnen und in Siebenbürgen als drei Wenken oder weise Frauen erschienen, so geht man nicht fehl, wenn man darin die drei Schicksalsschwestern oder Nornen Urd, Verdandi und Skult erblickt.

Jene Fäden heißen auf Englisch g o s s a m e r und die Zeit, in der sie sich in Amerika zeigen, wird Indianersommer genannt. Die Etymologie jenes englischen Wortes scheint noch nicht mit Sicherheit festgestellt zu sein; es wird als goose-summer, go - summer und summer gauze erklärt.

Der Ausdruck „Indianersommer" für mildes Spätherbstwetter ist noch nicht alt und ist über seinen Ursprung noch wenig bekannt geworden.

Die erste schriftliche nachweisbare Anwendung dieses Ausdruckes stammt, wie neuerdings festgestellt worden ist, aus dem Jahre 1794, in welchen ihn der Major Ebenezer Denne in Le Boeuf, unweit des heutigen pennsylvanischen Seestädtchens Erie, in einer offiziellen Aufzeichnung gebrauchte. Damals muß das Wort schon viel benutzt worden sein. Wann es aber zuerst aufkam, und welchen Sinn es ursprünglich gehabt, darüber kursieren sehr verschiedene Angaben.

Dr. B r i n t o n erzählt in seinem „Mythen der neuen Welt" vielleicht noch das Annehmbarste darüber. Wie er sagt, geht die Anwendung eines besonderen Namens für Perioden milden Herbstwetters tatsächlich weit in die eigentliche Indianerzeit zurück und stand bei den Algonquin-Stämmen mit der Geschichte ihres angebeteten Hauptthelden, Michabo, in Verbindung. „Im

*) Siehe darüber die von Albert M a t t h e w s verfaßte Abhandlung „The Term Indian Summer" in „Monthly Weather Review for January and February 1902."

Mond des fallenden Blattes“, sagt die betreffende Überlieferung, „ehe Michabo sich für seinen Winterschlaf bereitet, füllt er seine große Pfeife und tut ein gottgleiches Paffen. Die balsamischen Rauchwolken fluten dann über die Hügel und Wälder und erfüllen die Luft mit dem leichten Flimmernebel, welcher den rechten indianischen Sommer bildet; den Abschiedsgruß des gottgleichen Helden an seine roten Schützlinge.“

Das englische Wort straw (Stroh) wird häufig im Sinne der Wertlosigkeit gebraucht. Unter jackstraw versteht man in England und Amerika einen abhängigen, unbedeutenden Menschen, um den sich kein Mensch kümmert. Wer im Deutschen „Strohwitwer“ genannt wird, ist nur ein halber Mann, denn seine Frau ist entweder verreist oder heimlich davongelaufen. Unter dem in Amerika viel gebrauchten Ausdruck straw bail (Strohbürger), der sich aber nicht in dem bändereichen Century Dictionary befindet, versteht man einen Mann, dessen Bürgschaft wertlos ist.

In England wird demjenigen Manne, der seine Frau geprügelt hat, leeres Stroh vor die Türe gelegt. Mädchen, die nicht im besten Rufe stehen, streut man Häckerling vor das Haus, besonders am Abende vor ihrer Hochzeit. Dieser Gebrauch kommt noch manchmal unter den alten Deutschen Pennsylvaniens vor; sonst aber ist er in Amerika unbekannt.

Wer auf einem Stuhle sitzen bleibt, währenddem derselbe abgestäubt wird, bekommt bald Geld. Ein solcher Mann hat nämlich die Gedanken auf sein Geschäft gerichtet und läßt sich nicht durch Kleinigkeiten stören. — Wer sich hingegen so ungestüm auf einen Stuhl sinken läßt, daß dieser in allen Fugen kracht, hat Unglück zu erwarten. Ein solcher ungezogener Mensch wird sich auch bei anderen Gelegenheiten so ungeschickt und roh benehmen, daß ihm Enttäuschungen nicht erspart bleiben.

Wer alte Möbel verkauft, die sich schon lange in der Familie befanden, wird wenig Freude erleben. Einem solchen pietätlosen Menschen fehlt nämlich der wahre häusliche Geist.

Der Kaufmann, der während des Essens Geschäftspläne macht, hat keinen Erfolg. Dies ist leicht zu erklären, denn seine Gedanken werden am Tische zu oft durch andere Dinge, wie die Beschaffenheit der Speisen und Getränke usw., vom Hauptthema abgelenkt.

Wer die Haus- oder Stubentür regelmäßig offen läßt, wird niemals in den Besitz eines Hauses gelangen. Eine solche Person ist nämlich auch in anderen Dingen nachlässig und unvorsichtig.

Wer bei Tisch seinen Teller nicht leer ißt, wird niemals reich, denn er hat Anlage zur Verschwendung. — Die Frau, die den Tee stark macht, bekommt viele Freunde. Eine solche ist auch sonst freigebig und stellt ihren Besuchern

stets das Beste vor, das sie im Hause hat. — Der Frau, die das Brot im Ofen anbrennen läßt, steht Zank in Aussicht; sicherlich ist sie auch in anderen Beziehungen nachlässig und vergeßlich. — Die Dienstmagd, die sich ein Loch in die Schürze brennen läßt, wird die Herrschaft oft wechseln. Unzweifelhaft ist eine solche sehr ungeschickt und gibt auch auf fremde Dinge nicht acht. — Läßt eine Magd, die einen neuen Dienst antritt, ihre frühere Wohnung in Unordnung zurück, so wird es ihr schlecht gehen.

Wer in ein neues Haus zieht, muß vorher, um sich gegen üble Nachrede zu schützen, einen neuen Besen hinwerfen. Einen alten Besen aber darf man, wenn man kein Unglück haben will, nicht in ein neues Haus tragen. Glück bringt es auch, wenn man in seine neue Wohnung ein Päckchen Salz mit sich nimmt und damit den Fußboden bestreut. Wer Wasser zum Fenster hinausgießt, wird bald weinen. — Wer ein Schwefelholz am verkehrten Ende anstreicht, erlebt bald eine Enttäuschung. — Wer einen Spiegel zerbricht, kann sich auf Unglück gefaßt machen. — Wer sich auf eine Reise begibt und einer Witwe oder einem Mönche begegnet, hat nichts Gutes zu erwarten. — Dem Mann, dessen Kleider von Ratten benagt worden sind, geht es schlecht; ebenso demjenigen, der das Nest eines Zaunkönigs zerstört. — Auf Ostern soll sich jeder einen neuen Anzug anschaffen.

„At Easter let your clothes be new,
Or else be sure you will it rue.“

Das Mädchen Neuenglands, welches das Brot in dicke Scheiben schneidet und dieselben stark mit Butter beschmiert, wird einmal eine gute Stiefmutter werden. — Das Kind in genanntem Lande, das nicht mindestens einmal, ehe es ein Jahr alt ist, die Treppe hinabfällt oder dreimal aus dem Bette stürzt, wird später ein Narr, was auch leicht zu erklären ist; denn in einem solchen Geschöpfe steckt weder Leben noch Mut.

Zwei Kinder dürfen in Pennsylvanien nur dann mit demselben Wasser getauft werden, wenn sie desselben Geschlechtes sind. Ist das Gegenteil der Fall, so wird später der Knabe den Mädchen zu sehr nachlaufen und das Mädchen, das mit ihm getauft wurde, einen Bart bekommen. — Im erwähnten Staate darf niemand, der nicht mondsüchtig werden will, aus einem Gefäße trinken, in das der Mond geschienen hat. Doch darf das Haar nur bei zunehmendem Monde geschnitten werden. — Da man daselbst Verkäufe häufig wie in Deutschland mit einem Trunke besiegelt, so wird ein solches Geschäft im Englischen dutch (oder auch wet) bargain genannt.

Kirchhofserde gilt in Europa vielfach als Schutz gegen Fieber, Brustleiden und Behexung. Die Neger in Georgia legen ihren Feinden Graberde unter die Türschwelle, damit sie krank werden.

Wenn die Negerfrauen ein neues Haus beziehen, so bestreuen sie, um die darin zurückgebliebenen Hexen und bösen Geister zu vertreiben, ihre Blumen, Kleider und Möbel erst mit Salz.

Wer in Amerika mit einem „silbernen Löffel im Munde“ geboren ist, hat nach einem alten Spruche viel Glück. Er hat später, wie die Redensarten lauten, „more luck than a rabbit bas hair“ oder „money to burn“.

In Altbayern ist es Sitte, daß die Täuflinge von ihren Paten einen silbernen Löffel zum Gegeschenk erhalten. — Auf dem Gelde, das der deutsche Einwanderer nach Amerika bringt, ruht kein Segen, heißt es; es muß erst verjubelt werden und mit der Not stellt sich dann der rechte Wille zur Arbeit ein. Dann erst nimmt der Philologe eine Stelle als Bierkellner an, dann erst bewirbt sich der glattrasierte Schauspieler um eine Landpfarre, dann erst wird der Dorfschulmeister Musikprofessor oder Gärtnerbursche und der Kaufmann Hausknecht oder Hausierer.

Buchdruckerei des Waisenhauses in Halle a. S.